

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werththätigen Bevölkerung.

Telephon Nr. 419.]

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

[Telephon Nr. 419

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich Abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannisstraße 50, und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich M. 1,00. Monatlich 55 Pf. Postzeitungsliste Nr. 4069 a, 8. Nachtrag.

Die Anzeigengebühr beträgt für die vierspaltige Beilage oder deren Raum 15 Pf., für Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen nur 10 Pf., auswärtige Anzeigen 20 Pf. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr Vormittags in der Expedition abgegeben werden

Nr. 148.

Dienstag, den 29. Juni 1897.

4. Jahrgang.

Hierzu eine Beilage.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Aus dem Reichstage. Die seit dem 5. Dezember 1895 andauernde Session ist heute endlich geschlossen worden. Die noch ausstehenden Nachtragsetats wurden in dritter Lesung in wenig Minuten debattelos erledigt; das Gerücht, daß Eugen Richter noch eine größere allgemeine politische Erörterung daran knüpfen würde, hat sich nicht bewahrheitet. In dieser Unsicherheit aller öffentlichen Verhältnisse läßt sich eben nur das eine feststellen, daß die Opposition in der Vereinsgesetzdebatte des Reichstages bereits wirkungsvoll genug vorgebracht hat.

Preussisches Herrenhaus. Schluß der durch ein Versehen in der Sonnabend-Nummer nicht völlig wiedergegebenen Verhandlungen. — Stumm's Rede bildete, wenn man sagen darf, den Clangpunkt der Debatte.

Eine kendenahme Rede gegen und für das Gesetz hielt der Königl. Oberbürgermeister, vulgo der „rothe Becker“, welcher die Gelegenheit wahrnahm, sich auf den „Standpunkt des Bielefelder Programms“ zu stellen.

Der freisinnige Oberbürgermeister von Breslau, Vender, nahm Veranlassung, Stumm einige recht passende Wahrheiten zu sagen. Er meinte mit vollem Recht: „Wenn hier im Hause einem Abgeordneten vorgeworfen wird, er habe eine von Majestätsbeleidigungen tiefende Rede gehalten, wenn hier von Frechheit und Heuchelei gesprochen wird, was soll dann erst im Lande geschehen.“

Diese Lektion über Anstand und Sitte irritierte den dummbutalen Neunkirchner Wacha nicht im mindesten. Um zu beweisen, wie wenig er auf wohlverdiente moralische Ohrfeigen giebt, wies er auf die Gefahr hin, die dadurch entstehe, daß sich „junge Lausungen“ in den Versammlungen im Kohlenrevier einfänden. Er müsse dabei bleiben, daß es eine Frechheit sei, wenn die Sozialdemokraten Anträge auf Aufhebung des Majestätsbeleidigungsparagraphen im Reichstage stellten, und er würde keinen Anstand nehmen, das den Sozialdemokraten ins Gesicht zu sagen. Darin, daß er gesagt habe, der Abg. Richter habe eine von Majestätsbeleidigungen tiefende Rede gehalten, liege keine Beleidigung. Schmoller und Parzer Naumann hätten ihm etwas unterlegt, was er gar nicht gesagt habe. Das seien die Waffen, mit welchen man gegen ihn ankämpfe.

Mit der Vereinerung des parlamentarischen Sprachschages um das schöne Wort „Lausungen“ schloß die denkwürdige Sitzung des „vornehmsten deutschen Parlaments.“ Der Entwurf ward einer Kommission von 15 Mitgliedern überwiesen.

Das Herrenhaus macht scharf. Die Gefahr, daß wir in Preußen mit einem neuem Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie beglückt werden, rückt immer näher. Die Donnerstag Verhandlungen des Herrenhauses über das Vereinsgesetz lassen keinen Zweifel mehr, daß die immer lecker ihr Haupt erhebende Reaktion, wenn sie ihr Ziel nicht schon im Laufe der gegenwärtigen Tagung erreicht, nichts unversucht lassen wird, um sobald als möglich ein ihr genehmes Vereinsgesetz zu bekommen.

Wer noch nicht davon überzeugt war, welch gewagtes Spiel die nationalliberale Partei des Abgeordnetenhauses trieb, dem mußten nach der Herrenhausdebatte endlich die Augen aufgehen. Einzig und allein ist sie Schuld daran, daß die lex Rittich nicht schon längst zu Grabe getragen ist, sie wird die Verantwortung dafür zu tragen haben, wenn noch über das Maß der Regierungsvorlage hinaus reaktionäre Bestimmungen getroffen werden. Zweimal hatten die Nationalliberalen die Entscheidung in der Hand und zweimal haben sie trotz aller Warnungen, und trotzdem sie die aus einem solchen Verhalten entstehenden Gefahren durchschauen mußten, doch nicht den Muth gehabt, das Attentat der Regierung auf die ohnehin schon genügend geschmälerete Volksfreiheit damit zu beantworten, daß sie das Gesetz a limine ablehnten.

War noch Mittwoch in der Presse die Meinung verbreitet, daß das Herrenhaus die ursprüngliche Regierungsvorlage wieder herstellen und daß die Regierung dann auf die Weiterberatung des Gesetzes keinen Werth mehr legen und den Entwurf infolge der Unsichtlosigkeit zurückziehen würde, so ist nach den Debatten auch diese

letzte Hoffnung auf das Scheitern der Vorlage geschwunden.

So abgeschmacktes und fades Zeug, wie am Donnerstag im Herrenhause, ist wohl selten oder nie gegen die Sozialdemokratie vorgebracht worden. Gegen das, was diese Vertreter des erblichen Grundbesitzes, diese aus allerhöchstem Vertrauen berufenen Volksbeglücker, ja selbst die meisten Oberbürgermeister als Beweis für die Gemeingefährlichkeit der Sozialdemokratie anzuführen wußten, sind die Reden der konservativen Führer im Abgeordnetenhaus, die doch gewiß an Ungeheuerlichkeiten nichts zu wünschen übrig lassen, wahre Musterleistungen. Wie sich die Sozialdemokratie im Hirn dieser Leute wieder spiegelt, wie es nach Ansicht dieser „Edelsten der Nation“ in Volksversammlungen, zu denen sie selbst freilich niemals hinabsteigen, zugehen soll, dafür nur wenige Beispiele: In Königsberg sollen Sozialdemokraten mit Drecksflegeln bewaffnet in Volksversammlungen gekommen und diese Drecksflegel so lange über den Köpfen der Redner geschwungen haben, bis sie aus Furcht, erschlagen zu werden, aus Wort verzichteten. Fälle, wo solchen Arbeitern, die zur Zeit eines von sozialdemokratischer Seite inszenierten Streiks arbeiten, plötzlich „aus Zufall“ ein Stein auf den Kopf fällt, der ihnen das Leben raubt, gehören nach Meinung dieser weisen Gesetzgeber zu den Alltäglichkeiten. Die Terrorisirung seitens unserer Partei soll eine so große sein, daß niemand mehr seines Lebens sicher ist und daß andere Parteien überhaupt keine Versammlungen abhalten dürfen. Der Spieß wird also einfach umgedreht: Nicht uns soll das Vereinsrecht seitens der Regierung und der herrschenden Klassen verklümmert werden, nein wir haben kraft unserer Macht gegen andere das freie Vereins- und Versammlungsrecht genommen, und dafür sollen wir jetzt büßen. Das preussische Herrenhaus als Vergeltlerin des dem Volke seitens der Sozialdemokratie zugefügten Unrechts! Wäre es nicht so tieftraurig, daß ihm ein so maßgebender Einfluß zuerkannt ist, so könnte man wahrhaftig in ein schallendes Gelächter über diese Weisheit ausbrechen.

Was der frühere Staatsminister v. Puttkamer, der sich ja im Kampfe gegen die Sozialdemokratie die schwersten Niederlagen zugezogen hat, was König Stumm in seiner Allweisheit, was der Junker Rindowström in seiner Furcht vor einer sozialdemokratischen Propaganda auf dem Lande vorbrachten, beweist nur, daß diese Herren nichts zugerlernt haben und auch wohl niemals etwas zulernen werden. Das Schlimme ist nur, daß solche Leute einen maßgebenden Einfluß auf die Gesetzgebung ausüben.

Und noch eins. Ist es nicht mehr als dreißig, wenn jemand sich über den Ton in Volksversammlungen entristet und Mittel zur Abhilfe erfindet, der selbst nicht davor zurückschreckt, in dem angeblich vornehmsten Parlament die sozialdemokratischen Arbeiter, die die Versammlungen besuchen, als „Lausungen“ zu bezeichnen und die sozialdemokratische Reichstagsfraktion frech und dreißig zu nennen, weil sie von ihrem Rechte Gebrauch machend, die Aufhebung der Majestätsbeleidigungs-Paragraphen beantragt hat? Wer sich solche Geschmacklosigkeit zu Schulden kommen läßt, der sollte nicht wagen, über andere zu Gericht zu sitzen. Als strafmildernd fällt einzig und allein der Umstand ins Gewicht, daß es König Stumm war, dem diese Worte entfielen.

Der Gesetzentwurf wurde schließlich einer Kommission von 15 Mitgliedern überwiesen, aus der er in neuerer, aber nicht besserer Form wieder ans Tageslicht befördert werden wird.

Ueber die Stumm'sche Herrenhausrede gegen die Kathedersozialisten äußern sich die angegriffenen Berliner Professoren Delbrück, Schmoller und Wagner in einem Rundschreiben an den Vertreter der Universität Berlin im Herrenhaus, Prof. Dr. Hirsch, worin sie diesen ersuchen, dem Herrenhaus zur Kenntniß zu bringen, daß sämtliche Stumm'schen Angaben auf Mißverständnis und willkürlichen Deutungen ihrer Schriften und Reden beruhen. Die drei genannten Gelehrten weisen die Angriffe des Herrn von Stumm zurück und überführen ihn an der Hand des urkundlichen Materials allerhand Irrthümer und verschiedener Entstellungen von Ansichten.

In Herrenhaus hat die Kommission für die Novelle zum Vereinsgesetz die Fassung des Abgeordnetenhauses mit allen gegen eine Stimme abgelehnt und die Beding'schen Anträge aus dem Abge-

ordnetenhaus unter Streichung der Worte „sozialistische“ und „kommunistische“ mit 11 gegen 3 Stimmen angenommen. Graf Udo Stolberg wurde zum Referenten bestimmt und soll die Plenar Sitzung darüber am nächsten Mittwoch stattfinden. Minister v. B. Rede erklärte, daß er in erster Linie an der Fassung der Regierungsvorlage festhalte, weil es bedenklich erscheine, wieder ein Ausnahmegesetz zu machen, daß er aber eventuell mit der vorgeschlagenen Fassung einverstanden sei. Die in der Herrenhauskommission angenommenen Beschlüssen des Vereins- und Versammlungsrechts lauten danach, nach der „Frei. Ztg.“, wie folgt:

Vereine, in welchen anarchische oder sozialdemokratische, auf den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebungen in einer die öffentliche Sicherheit, insbesondere die Sicherheit des Staates gefährdenden Weise zu Tage treten, können von der Landespolizeibehörde geschlossen werden. Dasselbe gilt von Vereinen, welche die Verwirklichung eines Theils des Staatsgebietes vom Ganzen erstreben.

Versammlungen, in welchen anarchische oder sozialdemokratische, auf den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebungen in einer die öffentliche Sicherheit, insbesondere die Sicherheit des Staates gefährdenden Weise zu Tage treten, können von den Abgeordneten der Polizeibehörde aufgelöst werden.

Ein Alarmschrei. Unter dieser Stichmarke bringt die „Köln. Ztg.“ folgende Auslassungen:

Wie groß der Fehler war, den die Nationalliberalen begingen, als sie die Reden des Vereinsgesetzes Novelle zur Verlesung der Sozialdemokratie nicht einfach unter den Tisch warfen, damit das Schicksal derselben auf Wochen hinaus aus der Hand gaben und allen Wechselfällen des parlamentarischen Lebens aussetzten, das beweist die Erklärung des Ministers des Innern Freiherrn von der Rede, daß die Regierung Alles aufbieten werde, um im Abgeordnetenhaus ein Ergebnis nach ihrem Herzen zu erzielen. Die Nationalliberalen können sich freilich darauf berufen, daß alle verständigen Männer eine andere Regierungserklärung erwartet haben; in der That hat jeder politisch zurechnungsfähige Mann es als selbstverständlich betrachtet, daß die Regierung die Vorlage zurückziehen oder die Tagung schließen werde, sobald sich herausgestellt habe, daß der Entwurf im Herrenhause eine Fassung erhalte, die im Abgeordnetenhaus keine Gnade finden kann. Wer das nicht als selbstverständlich betrachtete, der belandete damit einen starken Zweifel an der politischen Befähigung der Männer, die augenblicklich berufen sind, in Preußen innere Politik zu machen. Und es giebt allerdings Leute, die da meinen, daß diese Staatsmänner, in der That aus subalternen Anschauungen befangen, von der Stimmung der Nation auch nicht die leiseste Ahnung haben. Man blickt unwillkürlich auf und fragt sich erstaunt, was die Regierung sich denn wohl dabei denkt, wenn sie diese ausichtslose Vorlage unter der Entkräftung und unter dem Hohngelächter des Landes durch die schwülen Monate des Hochsommers hegt. Oder rechnet man etwa damit, daß Zufälligkeiten aller Art, Todesfälle, Krankheiten, weite Wadereisen die schwankenden Mehrheitsverhältnisse zu Gunsten des unglückseligen Entwurfs verschieben könnten? Wir können nicht an die Feivolität einer derartigen Spekulation denken, die das Loos über eine Frage entscheiden läßt, die von der Bevölkerung bitterer und bitterer genommen wird. Und das waagt eine Regierung, die in allen Augen tracht. Oder sollte man hier schon die starke Hand des großen Herrenmeisters Dr. Miquel spüren, von der die Konservativen Wuberdinger erwarten. Wir würden glauben, einem Manne von unbestrittener Klugheit und Gewandtheit ein schweres Unrecht anzuthun, wenn wir ihn einer solchen politischen Thorheit für fähig hielten, denn die politischen Wirkungen dieser Regierungserklärung unterliegen für den ruhigen Beobachter keinem Zweifel. Sie gehört zu jenen zahlreichen Mächten, die der Entwicklung unserer innerpolitischen Stimmungen in scharfen und Extreme hinein einen neuen und vielleicht entscheidenden Anstoß geben. Die Verhältnisse spizen sich herauf zu, daß auch der gemäßigteste Mann sich dem Feldgeschrei „Sammlung aller bürgerlichen Kräfte zum Kampfe gegen das Junkertum“ kaum noch entziehen kann. Die beunruhigenden Symptome einer fortschreitenden Unterjochung der Staatsleitung durch das Junkertum rütteln auch den Besonnensten zu kampftreudigen Rüstungen auf. Die Sonne leuchtet heute dem herzlich unbedeutenden Junker, während dem verdienten Manne, dem lichtvollen, überzeugenden Redner seine geistige Kraft insbesondere dann zum Verhängnis wird, wenn er keinen Beruf in sich spürt, den gehorsamen Diener des Junkertums zu spielen. Klugheit scheint man nur dann hingehen zu lassen, wenn zugleich die Schmiegsamkeit um Verzeihung wirkt. Vielleicht steht auch eine Art politischer Methode darin, daß man die begabtesten „Handlanger“, welche die notwendigen Maßregeln vertreten haben, zum alten Eisen wirft, wenn diese Maßregeln beim Junkertum Anstoß erregt haben. Man will dadurch vielleicht die Situation von persönlichen Bestimmungen entlasten, zumal das Bürgerthum die neuen Männer ohne rückblickende Rechthaberei und ohne Vorurtheil nach ihrem Werthe zu schätzen und zu behandeln pflegt. Aber wird man unter solchen Umständen immer bedeutende Männer bereit finden, dem Lande zu dienen?

Viele Wetterzeichen deuten darauf hin, daß bei den nächsten Wahlen die deutsche Schicksalsfrage entschieden wird, ob das okeanische Junkertum den Anspruch erheben darf, daß die Gesamtheit ihm seine bisherige Lebenshaltung gewährleistet oder aber, ob das Junkertum politisch in die Stellung zurückgedrängt wird, die seinen Leistungen im wirtschaftlichen und geistigen Leben der Nation entspricht. Niemals war das Bürgerthum einiger,

niemals war es besser geklärt, diese Frage auszusuchen, als gegenwärtig. Trennende Streitfragen, die sich früher riesengroß zwischen uns aufstürzten, wie Kulturkampf und Sozialistengesetz, sind zur Bedeutungslosigkeit zusammengeschrunpft und vermindert die bürgerlichen Meinen nicht mehr zu entzweien, seit sie von allen denkenden Deutschen als die Hauptfehler der Politik eines gewissen Staatsmannes erkannt sind. Wer etwa glaubt, im Interesse des Fortschritts mit dem einen oder anderen Hauptkapitel erloschene Empfindungen wieder zu wecken, durch Länder ausgebrannte Vulkanen wieder in Thätigkeit bringen zu können, um das Bürgerthum zu verheizen und der Reaktion die Wege zu bahnen, der gleicht sich einer Selbsttäuschung hin, die sich bitter rächen würde. Das Bürgerthum hat mit dieser Entwicklung seiner politischen Jugend entgültig abgeklungen und hat keine Rücksicht zu befürchten, zumal wenn die junkerliche Spekulation auf die selben sich so naht hervorragt. Trotz dieser günstigen Kampfstellung des Bürgerthums halten wir die uns drohende Schwebung der Weister, bei der unsere Stellung eine gegebene sein würde, weder für ersprießlich noch für notwendig. Wir betrachten es vielmehr als die vornehmste Aufgabe der leitenden Staatsmänner in Sachen der innern Politik, Hohenthorst und Miquels, daß sie ihr Thun und ihr Lassen vor allem darauf einrichten, eine so rabulöse Entwicklung zu vermeiden. Wägen sie also nach Feind und Feind sehen und Herrn v. B. Meckel und sein Kind über Bord gehen lassen. Es ist Gefahr im Verzuge.

Selbst die rheinischen Industriellen werden obstinat. Was sagen dazu die preussischen Recken. Freilich — spät kommen sie, doch sie kommen.

Das Landtagswahl-Verfahren für Sachsen-Weimar, das in der Uebersicht des „Vorwärts“ vom 22. Juni 1897 erwähnt wurde, ist für die Zukunft durch Gesetz vom 17. April 1896 verändert. Wahlberechtigt ist nach dem neuen Wahlverfahren: jeder Volljährige, der das Ortsbürgerrecht erlangt hat. Der Landtag besteht nicht mehr aus 31, sondern aus 33 Abgeordneten. Die Wahl aus der Reichsritterschaft ist in Fortfall gekommen. Aus allgemeinen Wahlen gehen künftig 23 Abgeordnete hervor. Die Wahl dieser 23 geschieht wie früher in indirektem, nicht auf Zensus beruhenden, geheimen Wahlverfahren. Jedoch nehmen im Gegensatz zu früher die mit über 1000 Thalern Besteueren, auch nachdem sie ihr (direktes) Wahlrecht bezüglich der 10 von ihnen zu Wählenden ausgeübt haben, nochmals theil; die Wahlmänner werden in größeren Gemeinden nicht mehr in dem betreffenden Urwahlbezirk einzeln, sondern es werden von allen Wählern soviel Wahlmänner gewählt, wie einzelne Urwahlbezirke zusammengelegt sind. Diejenigen unserer Leser, die sich die „Uebersicht über die Wahlverfahren“ aus dem „Vorwärts“ vom 22. d. M. aufbewahrt haben, wollen nach Vorstehendem diesen Theil der Uebersicht abändern.

Politik und Geschäft. Von interessirter Seite werden dem „Vorwärts“ nachstehende Mittheilungen gemacht, die nicht zu veröffentlichen derselbe, wie er schreibt, einen Anlaß um so weniger hat, als es bekanntlich zu den Spezialitäten der „Freisinnigen Zeitung“ gehört, Unannehmlichkeiten, welche in von Arbeitern gegründeten Geschäften passiren, auszuspielen. Aus nachstehenden Mittheilungen wird es freilich erklärlich, warum den Arbeitergründungen die Existenz manches Mal sehr erschwert wird, auf Praktiken, wie sie Herr Richter zu belieben scheint, können sich eben Arbeiter nicht einlassen.

Die Zuschrift lautet: Die bereits seit längerer Zeit in Aussicht gestellte politische Debatte über die gegenwärtigen Verhältnisse in der Regierung, die für die heutige Reichstagsitzung geplant war, hat nicht stattgefunden, die Generaldiskussion über den Nachtragsetat vollzog sich ohne jeden Zwischenfall, und enttäuscht mußten die Tribünenbesucher, die einen „großen Tag“ erwarteten, von bannen ziehen. Erstaunt mag sich der mit den Verhältnissen nicht vertraute Zeitungsleser fragen, wodurch diese plötzliche Sinnesänderung hervorgerufen ist, welche politischen Erwägungen den Führer der freisinnigen Volkspartei, von denen dieser Plan ausgegangen war, veranlaßt haben, ganz gegen seine Gewohnheit den Rückzug anzutreten. Aber sonderbarer Weise sind es keine politischen, sondern rein geschäftliche Rücksichten, die Herrn Richter plötzlich so frieblich gestimmt haben. Es sind Geschäftspraktiken der unnothwendigen Art, die als ein Symptom dafür, wie nicht nur körperliche, sondern auch geistige Arbeiter vom Kapitalismus geknebelt werden, tiefer gehängt zu werden verdienen.

Bekanntlich giebt Herr Richter einen Parlamentsbericht heraus, den er nicht nur in der „Freisinnigen Zeitung“ veröffentlicht, sondern gegen Bezahlung auch anderen Zeitungen zum Abdruck überläßt. Obgleich er es nun im Laufe der Jahre verstanden hat, alle seinem Einfluß unterworfenen Zeitungen zum Abonnement auf diesen Bericht zu veranlassen, obgleich er auf diese Weise bereits eine ganze Anzahl von Existenzen erheblich geschädigt, wenn nicht geradezu vernichtet hat, trägt er doch kein Bedenken, in seinen echt kapitalistischen Gelüsten immer weiter fortzuschreiten dadurch, daß er die Hersteller seines Berichts einfach auf die Straße wirft, sobald er sie genügend ausgenutzt und den gehörigen Profit aus ihnen herausgepreßt hat. Während in allen übrigen parlamentarischen Bureaus der Brauch besteht, daß die Mitarbeiter für die ganze Dauer der Session engagirt sind und nur im Falle ungenügender Leistungen entlassen werden können, hat Herr Richter eine 14 tägige Kündigungsfrist eingeführt, um in Zeiten, wo die Parlamentsverhandlungen nicht täglich stattfinden, dieselben Leute, die in stürmischen politischen Zeiten manchmal täglich über die Vorgänge in drei Parlamenten zu berichten haben und sich so im vollen Sinne des Wortes aufreiben, auf gute Art aufs Pflaster setzen zu können. Von dieser Geschäftspraxis hat er auch jetzt wieder Gebrauch gemacht und an seine Mitarbeiter das dreifache Anerbieten gestellt, für den Rest der Session sich diätarisch beschäftigen zu lassen. Die Betreffenden waren sich darin einig, daß sie auf ein so unwürdiges Anerbieten, schon um keinen

Prezedenzfall zu schaffen, nicht eingehen dürften, und stellten ihm oder besser gesagt, seinem Bevollmächtigten, der die Unterhandlungen in seinem Auftrage führte, anheim, ihnen zu kündigen — und Herr Richter ging darauf ein, er kündigte seinem ganzen Bureau bereits vor 14 Tagen, um für die wenigen Sitzungen, die jetzt noch stattfinden, nicht das volle Gehalt, sondern nur tageweise zahlen zu brauchen, obwohl er den auf seinen Bericht abzunehmenden Zeitungen wohl schwerlich den im Voraus zu entrichtenden Abonnementbetrag wieder zurückzuerstatten wird. Das läßt natürlich den großen Vorkämpfer für schrankenlose Freiheit (auch Ausbeutungsfreiheit) kalt, daß er sich dadurch vor der Öffentlichkeit bloßstellte, lediglich um ein paar hundert Mark herauszuschlagen, eine Summe, die kaum so groß ist wie diejenige, die er jetzt an Diäten bezieht, obgleich voraussichtlich in den nächsten Wochen seine eigene parlamentarische Thätigkeit gleich Null sein wird. Warum verzichtet er nicht lieber zu Gunsten seiner Zeitung auf die Diäten, statt das Odium der schrankenlosesten Ausbeutung auf sich zu laden?

So ist denn Herr Richter augenblicklich ohne parlamentarische Bureau. Wie er seinen Bericht fertig stellt, ist seine Sache. Er hilft sich aber, so gut er kann, und hat vorläufig nur aus diesem Grunde die große Aktion im Reichstage unterlassen, weil er darüber keinen Bericht nach seinem Herzen, d. h. einen Bericht bekommen hätte, in dem seine eigenen Reden genügend gewürdigt werden.

Derselbe Mann, der einst, um den von ihm herausgegebenen „Reichsfreund“ billiger herstellen zu lassen, dem Besitzer der Druckerei die gesügeltsten Worte zurief: „Stellen Sie doch Mädchen ein!“, derselbe Mann, der, als die „Volks-Zeitung“ geknebelt haniiederlag und sich nicht wehren konnte, ihr durch unanständige Machinationen die Abonnenten wegzulapern suchte, hat jetzt eine neue Probe seiner echt kapitalistischen Handlungsweise an den Tag gelegt. Der ganze Vorfall aber beweist, daß die geistigen Arbeiter um keinen Deut besser daran sind, als die körperlichen, daß auch sie, sobald es den Kapitalisten nicht gefällt, jederzeit ohne Grund brodblos gemacht werden können.

Die Polenheke hat im Grunde sehr kapitalistische Ursachen und die preussische Politik unterstützt diese kapitalistischen Spekulationsbestrebungen. Nationale Gegensätze sind nicht im Spiel, das merkt man auch an folgenden Vorgängen, die in der „Ermändischen Zeitung“ für die Provinz Ostpreußen festgelegt werden. Das Blatt schreibt, „man heke überall gegen die Polen, und im ganzen Samland, auch bei Wehlau, bei Binten, bei Golbap, bei Bartenstein, bei Landsberg gebe es auf den Gütern beim Rübenbau und Biegelestreichen überall polnische Arbeiter und Arbeiterinnen.“

Die armen Leute! Manche seien aus dem Posenischen, manche aus dem Grenzdistrikt bei Maszensei und dem Kreise Ostrolenka und Kowno, manche sogar bei Gnesztochau aus dem Gouvernement Pobj. . . Wie weit trieben sie in der Welt herum! Auf manchen Gütern würden sie leidlich gehalten; auf manchen aber, daß Gott erbarm! . . . Vor dem Jahre 1885, so schließt das Blatt, bevor die Polenheke inszenirt war, da war es anders. Wenn es den Deutschen im Osten zu langweilig war und sie nach dem Westen auswanderten, kamen die Polen an ihre Stelle; in Ostpreußen germanisirten sie sich bald, weil fast bios Männer kamen und preussische Mädchen zu Frauen nahmen. Ostpreußen hatte auf diese Weise sekhafte Arbeiter; jetzt werden polnische und deutsche Vagabunden geschaffen, während die Sozialdemokratie wächst, wie die letzte Wahl in Königsberg zeigt.“

Die badischen Landtagswahlen stehen in nicht zu weiter Ferne, und so beschäftigen sich unsere badischen Genossen bereits lebhaft mit der Stellungnahme dazu. In Karlsruhe fand am 24. d. M. eine Volksversammlung statt, in welcher nach mehrstündigen Debatten ein definitiver Beschluß zu dieser Sache gefaßt wurde. Der Kompromißvorschlag, betreffend das Zusammengehen mit den Oppositionsparteien, welcher mit 78 gegen 66 Stimmen (6 weiße) angenommen ist, konzentirt sich auf folgende Hauptpunkte: Die Sozialdemokraten stellen zu den drei erledigten Sitzen zwei Kandidaten auf, die demokratisch-freisinnige Partei einen. Zwei Drittel der Wahlmänner werden von den Sozialdemokraten aufgestellt, ein Drittel von den Demokraten. Die Wahlkosten sind hälftig zu tragen. Außerdem verlangen die Sozialdemokraten eine vorherige schriftliche Erklärung, daß die freisinnige Partei in Pforzheim daselbst gleich für den sozialistischen Kandidaten eintritt. Sollten die Sozialisten die Mehrheit der Wahlmänner erlangen, so haben die Freisinnigen bezw. Demokraten für die Sozialisten einzutreten.

In Baden handelt es sich darum, um jeden Preis der verhassten nationalliberalen Partei die Majorität in der Kammer zu entreißen. Mit der Stellungnahme zu den preussischen Landtagswahlen, welche gegenwärtig in der Parteipresse diskutiert wird, lassen sich Vergleiche nicht ziehen, da die Bedingungen, unter welchen in Baden unsere Genossen in den Wahlkampf eintreten, ganz andere sind als in Preußen. Es existirt keine Klassenwahl; das Wahlrecht ist, wenn auch indirekt, so doch allgemein und gleich.

Der Hamburger Korrespondent behauptet in einer Zuschrift aus Berlin, dem Reichstag werde in der nächsten Winteression eine neue Marinevorlage zugehen. Wahrscheinlich werde die Majorität, insbesondere das Centrum, eine ganz andere Haltung einnehmen, als in voriger Session. Die Aufnahme einer Anleihe von 150 Millionen — 90 Millionen für Schlachtschiffe und 60 Millionen für Panzerkreuzer — sei dazu nöthig.

Einführung eines neuen Infanteriegewehrs. Das „Leipz. Tagebl.“ meldet, daß die allgemeine Einführung eines solchen beschlossen sei. Im sächsischen Armeekorps sei wie in anderen ein Bataillon bereits zum Massenversuch mit einem Gewehr neuesten Modells bewaffnet, dessen Hauptvorzüge in noch kleinerem Kaliber als dem bisherigen und in einem Mechanismus bestehen sollen, der alle Ladevorrichtungen außer der Füllung des Magazins selbstthätig besorgt. Die Mehrbelastung des Volkes um viele Millionen scheint demnach unabwendbar zu sein.

Von der Stichwahl in Wiesbaden liegt jetzt das Resultat aus sämtlichen 106 Orten des Wahlkreises vor. Danach hat der Freisinnige Wintermeyer 13606, der Centrumsmann Fugger 8479 Stimmen erhalten. Der Vorprung der Freisinnigen ist also ein unerwartet großer und im freisinnigen Lager herrscht darüber großer Jubel, den wir ihnen, die nach den verblüffenden Niederlagen von 1893 so sehr der Herzerfrischung bedürfen, nicht verargen wollen.

Oesterreich-Ungarn.

Ueber die Lage der ungarischen Feldarbeiten, welche aller Wahrscheinlichkeit nach in kürzester Frist in einen gewaltigen Streit eintreten, sagt sogar das agrarische „Budapester Tagebl.“: „Daß die Lage der Feldarbeit gegen Lohn betreibenden Volkes in Ungarn keine glückliche ist, liegt auf der Hand. Im Ulsöld ist die Hauptquelle des Uebels darin zu suchen, daß der Feldarbeiter jährlich bios 80—100 Arbeitstage hat, durch welche er den Jahresbedarf für sich und seine Familie erwerben muß. Deshalb spaunt er, theils durch die Noth getrieben, noch mehr aber durch die sozialistischen Wähler aufgehetzt, seine Ansprüche so hoch, daß ihnen nicht nachgegeben werden kann.“ Ganz anders aber verhält sich die Sache im Torontaler Komitat, welches in den letzten Wochen der Schanplatz der heftigsten sozialistischen Propaganda geworden ist. Die Verhältnisse sind wohl auch hier ziemlich unglückliche, wenn es auch dem Volke während des ganzen Jahres keineswegs an Arbeit fehlt und Fuhrwerk, Tabackbau, Schiffsziehen, Damm- und Erbarbeiten durch das ganze Jahr eine Erwerbquelle bieten; aber die üblen Verhältnisse sind thatsächlich vorhanden und ihre Einwirkungen sieht man am Besten beim Maisbau, wo der Arbeiter früher ein Drittel des Ertrages als Arbeitslohn erhielt, während er sich jetzt mit einem Viertel oder gar mit einem Fünftel begnügen muß. Zu alledem kommen noch die Folgen der Schweinepeste, welche dem Feldarbeiter, der früher zwei oder drei Schweine mit seinem Aukuruz mästete, auch dieses Hülfsmittel entzog.“

So ein agrarisches Blatt, das so viel wie möglich beschönigt. Anders klingen die Ausführungen des Sanitätsinspektors Dr. Farkas. Derselbe hat durch die Organe des Ackerbauministeriums Erhebungen über die Ernährung des ungarischen Landarbeiters machen lassen. Mehr als 600 sorgfältig zusammengestellte Daten sind von den behördlichen Organen eingelaufen und von Dr. Farkas verarbeitet worden. Die Ergebnisse theilte er der königlichen Gesellschaft der Aerzte und dann noch der ungarischen volkswirtschaftlichen Gesellschaft in zwei Vorträgen mit, und diese sind eine fürchterliche, für die ausbeutende Gesellschaft eine nahezu vernichtende Anklage. Es wird da zur Evidenz erwiesen, daß der ungarische Arbeiter sich in der denkbar schlechtesten Weise ernährt, und dies auch während der harten und aufreibenden Erntearbeit. Bei der Ernte arbeitet der Feldarbeiter von 4 Uhr, oft von 3 Uhr Früh bis Nachts 9 Uhr und 10 Uhr. Daß er dies nur gezwungenerweise, durch die elenden Löhne genöthigt, thut, versteht sich von selbst, wenn auch der Referent es nicht besonders erwähnte, Minderwerthiges Fleisch bekommt nur der dritte Theil der Arbeiter zu essen, Hülsenfrüchte, Kartoffel, Mehlspeisen und Speck, der oft ranzig ist, bilden eigentlich die Nahrung der Mehrzahl der Arbeiter, während Obst, Brot, zumeist Aukuruz- oder Haserbrod und Brauntwein die tägliche Nahrung der großen Mehrzahl der Arbeiter bilden.

Gegen diese Mißstände weiß die Regierung kein anderes Mittel, als die Kleinkalibrigen von Gensdarmen und Militär gegen die „Anführer“, die Kommandirung von Sträflingen und Soldaten an die Stelle der etwa Streikenden. Doch die Noth ist zu hoch gestiegen.

Die Drohungen mit den zur Arbeit kommandirten Soldaten und Sträflingen und die Heranziehung von fremden Arbeitern machen keinen wesentlichen Eindruck, weil die eventuelle Ausführung weit hinter dem erhofften Erfolg bleiben dürfte. Die Schrecken der Einkerkelung der Genossen in Hod-Mezö-Basarhely, in Droszhaza und Battonya haben nicht die beabsichtigte Wirkung erzielt, im Gegentheil trugen sie viel zur Verbreitung des Sozialismus bei. Der Kiese ist einmal erwacht und will seine Kräfte erproben. Bereits brach an einzelnen Orten der Streit aus, trotz oder wegen der Brutalität der Regierenden. In Bacsk-Anubaja sind am 22. d. M. die Genossen Gjorba, Albert und Bergerstok verhaftet worden. Sie hatten den Feldarbeitern erklärt: Leute! Wer zu uns halten will, schließe sich an; wer aber nicht, soll ruhig arbeiten, worauf sämtliche Arbeiter die Arbeit einstellen.

Belgien.

Eine erschütternde Demonstration sah am letzten Sonntag die Hauptstadt. An 500 greise Bergarbeiter des Lütticher Beckens durchzogen die Straßen, um die Erlangung von Arbeiterpensionen zu erreichen. Alle Bergarbeitergruppen des Beckens waren mit ihren rothen Bannern im Zuge-

treten; alle trugen mächtige Schilder mit drastischen Inschriften, wie: Graf von Flandern 200 000 Franks, Leopold II. fünf Millionen Franks. Alle Bergarbeiter 00 000. „Ihr habt die Aristokratie versorgt, versorgt auch die von der Arbeit Ausgemergelten!“ Unter den Klängen der Marselmäße zogen die Arbeiter, denen in Wagen die Krüppel und verstümmelten Bergarbeiter folgten, nach dem Volkshause, wo dann die Entrüstung des Volkes in kräftigen Reden gegen die Regierung und die kapitalistische Bourgeoisie Ausdruck fand.

Die belgische sozialistische Arbeiterpartei veranstaltete am 15. August in Brüssel eine antimilitaristische Straßenkundgebung. In dem Aufruf, den die Partei an die Nation richtete, werden alle Arbeiter Belgiens aufgefordert, nach der belgischen Hauptstadt zu kommen, um gegen die gefährliche militärische Einrichtung Einspruch zu erheben und der tiefen Abneigung des Landes gegen den Militarismus Ausdruck zu geben.

Holland.

Die Stichwahlen zur Kammer haben am Freitag stattgefunden. Ueber das Resultat derselben meldet der Telegraph aus Amsterdam, daß die neue Kammer sich folgendermaßen zusammensetzen wird: 45 Liberale, 22 Katholiken, 21 orthodoxe Protestanten, 4 Historisch-Christliche, 4 Radikale, 4 Sozialisten. Der frühere Minister Tak van Poortvliet wurde zwei Mal, der Sozialist Troelstra drei Mal gewählt. Der Minister des Innern van Houten unterlag dem Gegenkandidaten. Die antikirchliche Mehrheit beträgt 6 Sitze, wenn man die Historisch-Christlichen als Radikale rechnet, was noch zweifelhaft ist.

Libert und Nachbargebiete.

28. Juni.

Zugung ist fernzuhalten von Fischlern nach Moskau, Schloßern und Maschinbauern nach Dänemark.

Achtung Holzarbeiter! Nach den Möbelfabriken von Gebr. Wasserstradt, W. Senff, S. W. Th. Wahrdt, J. P. S. Pamperin, F. Schramm, Demuth u. Co., sowie L. D. S. Bangert ist der Zugang streng fernzuhalten. Anfragen u. s. w. sind zu richten an D. Hübde, Ledersstraße 3. Die Arbeiterblätter werden um Abdruck gebeten. Die Lohnkommission der Holzarbeiter.

Parteiliteratur. Die Agitation auf dem Lande ist unsern Gegnern ein ganz besonderer Dorn im Auge. Zur Unterstützung dieser Agitation hat die Buchhandlung Vorwärts Berlin SW., Benckstraße 2, soeben zwei je 8 Seiten große Flugblätter zur Massenverbreitung herausgegeben: „Das Landvolk und der Sozialismus“, das in erster Linie die Vorurtheile gegen den Sozialismus zerstreuen soll, und: „Die wahren Freunde und Feinde des Bauern“, das dem Bauernmann in großen Zügen aus der Geschichte vor Augen führt, wie Junkertum und Junkerregiment seit Jahrhunderten den Bauer betrogen, beraubt und unterdrückt haben. Um eine Massenverbreitung zu ermöglichen, ist der Preis jedes Flugblattes festgesetzt worden: 100 Exempl. 2 Mk., 500 Exempl. 5 Mk. und 1000 Exempl. 8 Mk. Bei höheren Bezügen noch billiger. Bestellungen sind an die Buchhandlung Vorwärts zu richten.

Die Beerdigung des so jäh aus dem Leben geschiedenen Genossen Boldt fand am Sonnabend statt. Die überaus zahlreiche Theilnahme lieferte einen schönen Beweis dafür, daß der Todte es verstanden hat, sich die Achtung und Liebe seiner Berufsgenossen in hohem Maße zu erwerben.

Vom Tage. Gestohlen wurden einem Arbeiter von seinem Lande an der Ziegelstraße einige Sack Kartoffeln. — Eine Ehepaar, welches längere Zeit in einem Gasthose logirte, hat dem Wirthe diverse Gegenstände entwendet und verfehlt. Es ist Untersuchung eingeleitet.

Altona. Die Affäre des Amtsrichters von Köller und des Bürgermeisters Thomsen aus Elmshorn hatte Sonnabend vor der Strafkammer I des hiesigen Landgerichts ein Nachspiel. v. Köller war angeklagt, den Bürgermeister Thomsen zum Zweikampf mit tödlichen Waffen herausgefordert und denselben tatsächlich beleidigt, nämlich körperlich mißhandelt zu haben. Der Angeklagte ist 39 Jahr alt, in Pommern geboren und Sohn des Präsidenten des preussischen Abgeordnetenhauses. Er gab zu, sich der ihm zur Last gelegten Straftaten schuldig gemacht zu haben, behauptete aber, daß er im Laufe der Zeit durch Bürgermeister Thomsen dergestalt gereizt worden sei, daß er so handeln mußte, wie er gehandelt habe. Gleich nachdem er vor 5 Jahren nach Elmshorn gekommen sei und die erste Schöffengerichtssitzung abgehalten habe, in der Bürgermeister Thomsen als Amtsanwalt fungirte, sei er davon überzeugt gewesen, daß er dienstlich mit diesem nicht gut auskommen würde. Das Benehmen des Thomsen ihm und den Angeklagten gegenüber sei ein derartiges gewesen, daß er sich das über verbiten mußte. Dadurch sei eine gewisse Spannung zwischen ihm und Thomsen eingetreten. Derselbe sei dann durch verschiedene Vorkommnisse erhöht worden. So habe Thomsen gesagt, als er nach ihm, v. Köller, gefragt, er wisse über ihn nichts weiter, als daß er weite Hosen und gelbe Schuhe trage. Bei verschiedenen Gelegenheiten habe Thomsen versucht, ihn lächerlich zu machen. So habe er darauf angepielt, daß er aus Hinterpommern gekommen und sich hier als schneidiger junger Jurist aufspielen wolle. Darauf habe er, v. Köller, entgegnet, Hinterpommern sei zwar nicht so reich an Ochsen, wie Schleswig-Holstein, darum möge Thomsen hochleben. Thomsen habe ihm sodann hinterher nachgesagt, daß er unter dem Talar die behördliche Autorität in den Koch ziehe. Ferner habe derselbe sonstwie versucht, ihn, von Köller, auch gesellschaftlich unmöglich und moralisch todt zu machen, indem

er unter der Behauptung, daß er als Student wegen unehrenhafter Handlungen aus seinem Korps gestossen sei, vor dem Verkehr mit ihm gewarnt habe. Er habe den Skandal vermeiden und versuchen wollen, in Güte dem gespannten Verhältniß zwischen ihm und Thomsen ein Ende zu machen. Das sei aber nicht möglich gewesen, weil ihn Thomsen immer wieder mit Schmutz beworfen habe. Als bei Einweihung der Realschule am 25. April ds. Js. Thomsen wieder in ehrverletzender Weise vor dem Verkehr mit ihm gewarnt, sei für ihn der Zeitpunkt gekommen gewesen, mit Thomsen abzurechnen. Er habe ihn durch Amtsrichter Götsche in Heide aufgefordert, seine ehrverletzenden Aeußerungen zurückzunehmen. Da Thomsen das verweigert, habe er ihn zu einem Duell mit Pistolen herausgefordert. Darauf habe Thomsen gesagt, er verweigere das Duell, weil er ihn nicht für satisfaktionsfähig halte. Derselbe habe auch später noch erklärt, er halte ihn, den Angeklagten, auch dann nicht für satisfaktionsfähig, wenn ihm von Köllers Satisfaktionsfähigkeit bewiesen würde. Dieses habe ihn, den Angeklagten, empört. Um sich Genußthum zu verschaffen, habe er im Einverständnis mit Bekannten beschlossen, Thomsen öffentlich zu ohrfeigen. Am 9. Mai habe er sodann den Thomsen in der Poststraße gestellt, und ihm, um ihn zu beleidigen, eine schallende Ohrfeige gegeben. Falsch sei die Behauptung, daß er Thomsen hinterücks überfallen habe. Auf Vorhalt behauptete der Angeklagte, daß es nicht wahr sei, daß er wegen einer unehrenhaften Handlung als Student aus dem Studentenkorps ausgeschlossen worden sei. Er sei ausgeschlossen worden, weil er sich, als er beleidigt worden sei, nicht schneidig genug benommen habe. Uebrigens habe er den Vorfall vor seiner Anstellung dem Justizminister Friedberg mitgetheilt.

Um sich jetzt nicht wieder den Vorwurf mangelnder Schneidigkeit machen zu lassen, habe er den von ihm eingeschlagenen Weg gewählt und nicht die Gerichte in Anspruch genommen, um seine Ehre herzustellen. Durch mehrere Zeugen wurde festgestellt, daß der Angeklagte mehrfach von Thomsen schwer beleidigt und in seiner Ehre verletzt worden ist. So hat Thomsen zu Amtsrichter Paulsen erklärt, v. Köller stehe mit einem Buchhändler auf gleicher Stufe. Auch Realschuldirektor Dr. Willenberg gegenüber hat Thomsen sich sehr abfällig über den Angeklagten geäußert und vor dem Verkehr mit ihm gewarnt. Bei dieser Gelegenheit soll Thomsen jedoch betrunken gewesen sein. Mehrern Zeugen, welche das Rencontre zwischen Thomsen und v. Köller in der Poststraße gesehen haben, bekundeten, daß Thomsen von v. Köller nur eine Ohrfeige mit der flachen Hand erhalten hat, als Beide sich gegenüberstanden. v. Köller habe dabei gesagt: „Sie haben mir die Satisfaktion verweigert, hier haben Sie sie,“ da habe es geklatscht. Bürgermeister Thomsen, der als großer Sozialistenhasser bekannt ist, versuchte, alle Schuld wegen des gespannten Verhältnisses zwischen ihm und dem Angeklagten auf diesen zu schieben. v. Köller habe persönliche Differenzen auf das Amtliche übertragen. Wichtig sei es, daß er vor dem Verkehr mit v. Köller gewarnt habe. Dazu habe er sich verpflichtet gehalten, weil er erfahren, daß v. Köller als Student sich unehrenhafter Handlungen schuldig gemacht habe und dieserhalb aus seinem Korps ausgestossen worden sei. Auch habe v. Köller geäußert, Deutschland solle Elsaß-Lothringen an Frankreich wieder abtreten; ferner, wenn er Arbeiter wäre, so würde er auch Sozialdemokrat sein. Mit einem königlich preussischen Beamten, der solche Aeußerungen mache, könne man nicht verkehren. v. Köller entgegnete, daß er im Laufe eines Gesprächs gesagt, Frankreich würde wohl befriedigt sein, wenn ihm Elsaß-Lothringen wieder abgetreten würde. Ferner habe er gesagt, wenn er Arbeiter wäre und in der Sozialdemokratie eine Vertretung der Arbeiter erblicke, so würde er auch Sozialdemokrat sein. Den Vorfall in der Poststraße schilderte Thomsen wie folgt: Er sei hinterücks von v. Köller überfallen und mit einem Stock geschlagen worden. Auch habe v. Köller ihm seinen Schirm zertrümmert. Diese Darstellung wurde von allen in Betracht kommenden Zeugen als unwahr bezeichnet. Die Frage des Vertheidigers, ob er einem Wirth und dessen Sohn gedroht habe, falls sie v. Köller nicht hinauswerfen würden, wüßte er sie schädigen, wo er könne, wurde zunächst von Thomsen verneint, als aber der Vertheidiger die Sache protokolllarisch aufnehmen lassen wollte, erklärte Thomsen, daß er sich der Angelegenheit nicht mehr entsinnen könne. Für satisfaktionsfähig habe er v. Köller nicht gehalten, deshalb habe er das Duell abgelehnt. Mißfallen hat der Angeklagte bei Thomsen auch dadurch erregt, daß er zwei Damen zu einer Festlichkeit eingeführt, die scheinbar nicht zur Gesellschaft gehörten. Von der Vertheidigung wurde aber behauptet, daß es sehr anständige und einigen Gerichtsherrn wohlbekannte Damen gewesen seien. Der Erste Staatsanwalt Uebe hielt den Angeklagten im Sinne der Anklage überführt. Verständlich sei wohl seine Handlungsweise, aber der Angeklagte habe in Rücksicht auf seine amtliche und soziale Stellung einen anderen Ausweg suchen müssen. Er beantragte 14 Tage Festungshaft für die Duellforderung und 600 Mk. Geldstrafe, eventuell 60 Tage Gefängnis für die Beleidigung und Mißhandlung. Der Vertheidiger, Rechtsanwalt Uffacker, ging sehr scharf mit Thomsen in's Gericht und behauptete, der Angeklagte habe so handeln müssen, wie er gehandelt habe; das habe seine Ehre erfordert. Strafflos könne er nicht ausgehen, aber eine niedrigere Strafe wie die beantragte sei am Platze. Der Gerichtshof erkannte gegen v. Köller auf 8 Tage Festungshaft und 100 Mk. Geldstrafe, event. 10 Tage Gefängnis. Er habe deshalb die Strafe so niedrig bemessen, wurde bei der Urtheils-

verkündung erklärt, weil der Angeklagte in unerhörter Weise gereizt worden sei.

Neuburg. Eine schwere Muthat ist in dem nahen Kirchdorfe Jevensedt ausgeführt worden, indem gelegentlich eines Tanzvergnügens ein Dienstknecht erstochen wurde. Als muthmaßlicher Thäter befindet sich ein ostpreussischer Arbeiter in Haft. Derselbe leugnet bislang die That.

Ziesburg. Erschossen hat sich in der Nacht auf den 23. Juni der Hauptmann a. D. Gustav Daub. — Ein Maurer-Handlangerstreik kam zum Ausbruch bei den unter Arbeit befindlichen Neubauten am Harrisleerwege. Die betreffenden Arbeiter verlangten eine Lohnerhöhung von 2 Pf. pro Stunde, so daß der Stundenlohn, der jetzt 35 Pf. beträgt, dann 37 Pf. betragen würde.

Bornhöved. Eine bedeutende Feuersbrunst hat im hiesigen Kirchdorfe Schreden verbreitet. Auf bisher noch nicht aufgeklärte Weise kam in der Windmühle des Herrn Voh Feuer aus, wodurch diese total eingekäschert ist. Durch Flugfeuer wurden dann in der Windrichtung liegende weitere Gebäude entzündet und gänzlich eingekäschert. Es sind verbrannt der Stall des Schneidemeisters Danke, das Diensthause des Landbrieffrähers Steffen, in dem 12 Wienenwölfer verbrannten, das Eisellergebäude und zwei Scheunen des Landmannes Rindfleisch, sowie das Wohnhause des Pantoffelfabrikanten F. Dohm. In der Mühle war beim Ausbruch des Feuers Niemand anwesend, der Besitzer war nach Neumünster gefahren. Gärten, Koppeln und Knicks, welche in der Richtung des Flugfeuers lagen, sind vollständig verwüstet. Das Vieh aus den Gebäuden ist überall getrettelt.

Hilström. Das Schwurgericht hat den Tischlermeister S. Albrecht und dessen Ehefrau Anna geb. Paase, beide zu Parchim, welche der vorsächlichen Brandstiftung angeklagt waren, freigesprochen.

Tivoli-Theater.

Das erste Drama will erschüttern und läutern, das Lustspiel durch Lachen bessern. Nun ist es freilich eben so wahr wie gewiß, daß sich ebenso wenig wie sich ein Wäber durch die eingeführte Todesstrafe von seiner Schandthat zurückhalten läßt, noch vor ihr zurückschrickt, sich ein Weiziger durch Belachen des Weizhasses im Theater oder ein Hochwürdiger und Sittensünder durch Belachen seiner Schwächen bessert. Es giebt wohl kaum ein Vaster, ja Verbrecher, welches der Thäter als solches anerkennt. Er wird sie als Nothwendigkeit oder gar Nothwehr und was dergleichen Selbsttäuschungen sind, bezeichnen und entschuldigen, um das böse Wort, das ihn schrecken könnte, zu umgehen. So schlecht ist wohl kein Mensch, daß er nicht eine Entschuldigung für seine Laster und Vergehen wähle. Der Lasterhafte und der Verbrecher sind meistens unheilbare Kranke. Sie können nicht gebessert, sie können nur unschädlich gemacht werden. So ist es auch im Schauspiel und der Komödie. Nicht den Verdoebenen soll es bessern. Den Gelunden nur kann es stärken in seiner Gesundheit und den Unverdoebenen schämen vor bösen Gewohnheiten. Und das ist das Erziehende in der Komödie.

Was nun das am Sonntag aufgeführte Stück „Die beiden Wai'en“ ein Tendentstück ersten Ranges sein, das vor einem geläuterten Kunstgeschmack nicht bestehen kann, es erschütter aber ein einfältiges unverdoebenes Gemüth durch seine Realistik und läutert durch die gesunde Tendenz. Es hat deshalb wohl den Anklang verdient, den es fand. Der Mittelpunkt des Schauspiels bildet das weibliche Schicksal Mutter Grubella, welches von Frau Therese Kurbe mit erschütternder Realistik dargestellt wurde. Wie weiß sie so fein ihre Verbrechen und Gemeinheiten unter dem Deckmantel der Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit zu bedecken, die sie sich bis zur eigenen Nahrung vorredet, während doch in erster Linie Noth und Eigennuß, sondern der ganz gemeine Neid aus alles, was besser ist als sie, die Triebfeder ihrer Handlungen bildet. Dieses kleine friedliche Vaster, so unscheinbar und wenig beachtet wieder Bilzheim einer wuchernden Krankheit, das nicht anders Befriedigung findet, als in Vernichtung, ist Urprung ihrer Aneignung gegen ihren zweiten Sohn Pierre (Scheller), den armen Krüppel, der sich so redlich bemüht, selbst im Schmutz des Vasters Rechtfertigung und Sitze zu erhalten. Er, der ihr und dem älteren Bruder Antoine (Hochberg), ein wandelnder Vorwurf ist, wurde bei Seite geschafft, wenn nicht Eigennuß und Furcht sie abhielte. Neben diesem Witbe, so grell und häßlich, wie es schwache Nerven kaum ertragen, zeigt der Dichter im Kreise der „Eblen der Nation“ denselben gemeinen Geist des Neides, der Genußsucht und Eigennuß der sorgsam unter dem Mantel der Heuchelei und des Wahlanstandes verdeckt wird. Herr Vätiner (Polizei-Präsident), Frau Suppan-Blick (seine Gemahlin) Herr Maximilian (ihr Sohn) und Herr Berneder thaten ihr Nüthiges diesem Witbe Wahrheit und Leben zu geben. Als wohlthätendes Licht in diesem düsteren Gemälde stehen die rührenden Gestalten der beiden Waisen Jeanette (Fr. Olga Jäger) und Blanche (Fr. Alice Waldmann). Daß Fr. Jäger ihrer Rolle gerecht wurde, braucht bei einem so vielseitigen Talent und dem bewunderungswürdigen Fleiß der jungen Dame kaum gesagt zu werden, man würde sich wundern, wenn es einmal nicht wäre. Mit besonderem Interesse verfolgten wir die Darstellung Fr. Waldmanns, welche ihre Rolle mit einer Sorgfalt wiedergab, daß man bebauern muß, diese Dame so wenig in größeren Rollen zu sehen, in welchen sie ihr Talent zeigen und entfalten kann.

Den Schluß des Abends bildeten wieder „Die kleinen Räumer“, welche den gewöhnlichen Erfolg hatten und besonders bei den Damen förmlich Lachtrampf und kreischende Fröhlichkeit erregte. — Das Haus war ausverkauft. Martin Raad.

Aus Nah und Fern.

Der Oberbürgermeister von Köln, Becker, hatte den dortigen Eisfabrikanten Gottfr. Linde wegen Beleidigung verklagt. Linde hatte in der Kölner Bürgervereinigung am 6. Dezember 1896 erklärt, der Oberbürgermeister habe längst gewußt, daß der Schlachthof viel mehr kosten werde, als er den Stadtverordneten vorgemacht hätte; das Streben des Oberbürgermeisters sei gewesen, den Schlachthof möglichst theuer zu machen, damit die Stadt von einer um so größeren Summe die 8 Prozent herauswirtschafte; eine solche Wirthschaftspolitik könne er aber nur frivoll nennen. Linde erklärte dann weiter, auch sonst schon habe der Oberbürgermeister die Unwahrheit gesagt, um dadurch ihm passende Beschlüsse der Stadtverordneten herbeizuführen, ja er könne

folgar beweisen, daß der Oberbürgermeister unter Eid die Unwahrheit gesagt habe. Linde ließ dann seinen Vortrag zum Druck erscheinen und versandte Exemplare an verschiedene Beamte, Stadtverordnete und Beigeordnete. Die Verhandlung sollte vor der Köhler Strafkammer am Mittwoch stattfinden. Linde hat jedoch in der Verhandlung alle seine Aeußerungen als unrichtig zurückgenommen, worauf Oberbürgermeister Becker den Straf Antrag zurückzog. Linde trägt die bisher entstandenen Kosten des Verfahrens.

Dienstbotenelend. Tilsit. Wie Dienstboten von sogenannten „Herrschäften“ oft behandelt werden, erhellt aus folgenden der „Tils. Allg.“ mitgetheilten Fall. Das Blatt schreibt: Auf empfindliche Art ist das Dienstmädchen des Herrn W. in der Kirchenstraße mißhandelt worden. Uns wird darüber mitgetheilt: Herr W. hatte sich dem Mädchen, das verlobt ist, auf unpassende Weise zu nähern gesucht, war aber zurückgewiesen worden. Das Mädchen machte hiervon in Abwesenheit des Mannes seiner Dienstherrin, der Frau W., Mittheilung, die es zum Danke dafür mit Faustschlägen in das Gesicht regelte und mit Wasser begoß. Als der Mann nach Hause kam, wurde das Mädchen derartig bei verschlossenen Thüren auf die roheste Weise mißhandelt, daß es in

seiner Todesangst durch das Fenster zwei Stock hinunter auf den Hof sprang, wo es schwer verletzt zusammenbrach. Augenblicklich befindet sich das Mädchen in der städtischen Heilanstalt, wo es schwer krank darniederliegt. Hoffentlich wird die Mißhandlung die gebührende Sühne finden.

Der Krankheitserreger des gelben Fiebers. Ein italienischer Gelehrter, Professor Sanarelli aus Siena, der seit Jahren Direktor der hygienischen Schule in Montevideo ist, hat dort den Krankheitserreger des gelben Fiebers entdeckt und ein Blutserum hergestellt, das sowohl bei Gelbfiebererkrankungen als auch als Vorbeugungsmittel gegen die zumeist tödtlich verlaufende Krankheit ausgezeichnete Resultate ergeben haben soll. Die an der Entdeckung des Professors Sanarelli interessirten amerikanischen Staaten sowie Spanien haben unter gegenseitigem Einverständnis Sachverständige nach Montevideo geschickt, um das Verfahren zu studiren. Es liegt jetzt der Bericht des spanischen Abgesandten Dr. Morote vor, nach dessen Urtheil die Methode Sanarellis höchst vortrefflich und sicher ist. Dies sei auch die bei den Delegirten der übrigen Staaten vorwiegende Ansicht. Der Erreger des gelben Fiebers ist nach Professor Sanarelli ein dentlich charakterisierter Bazillus, von dem sich Keimkul-

turen herstellen lassen. Auf welche Weise der Bazillus in den Körper gelangt, ist noch nicht sicher festgestellt. Die bisherigen Untersuchungen scheinen aber zu dem Schluß zu führen, daß die Uebertragung durch die Luft und die Athmungsorgane erfolgt.

Quittung.

Für die Familien der Verurtheilten sind eingegangen:
Vom Familienabend des Metallarbeiter-Verband . 38,20 Mtl.
vom Hasen . 2,-
Weitere Gelder nimmt gern entgegen

Die Expedition,
Johannisstraße 50.

Sternschanz-Viehmarkt.

Hamburg, 26. Juni.

Der Schweinehandel verlief sehr gut. Zugelöhrt wurden 270 Stück, davon vom Norden — Städt. vom Süden — Städt. Preise: Verlandtschweine schwere 49—50 Mtl., leichte 51—53 Mtl., Saanen 38—46 Mtl. und Ferkel 48—51 Mtl. pr. 100 Pfd.

See-Berichte.

Dampfer „Linnea“ Capt. V. Nyberg ist am 26. Juni von Neval nach hier abgegangen.
Dampfer „Breslau“ Capt. Simon ist am 26. Juni von Königsberg nach hier abgegangen.
Dampfer „Stockholm“ Capt. Vilow ist am 26. Juni von London nach hier abgegangen.

Für den Inhalt der Inserate übernimmt die Redaktion dem Publikum gegenüber durchaus keine Verantwortung.

Wir ersuchen unsere Leser, diejenigen Geschäfte, welche im Lübecker Volksboten inseriren, zu berücksichtigen und bei event. Einkäufen sich auf unser Blatt zu berufen.

Statt besonderer Meldung.

Heute Morgen 2 1/2 Uhr starb nach schwerer Krankheit mein lieber Mann und meines Sohnes guter Vater,

C. Th. Fischer

im 44. Lebensjahre. Um stille Theilnahme bitten die betriübte Wittve **D. Fischer**, geb. Hoppe, und Sohn, der Vater und Geschwister.

Beerdigung Dienstag Nachmittag 2 1/2 Uhr von der St. Lorenz-Kirche.
Lübeck, den 26. Juni 1897.

Zu vermieten eine Wohnung mit Garten. Preis 140 Mtl. Näheres Ernststraße 20.

Logis für mehrere junge Leute mit voller Verköstigung. Balauerstraße 18.

Gesucht 10 bis 20 junge Leute zum Mittagstisch Fleischhauerstraße 74.

Zu zugleich ein Laufjunge zum Brodaustragen 49 Langer Lohberg 49.

Gesucht eine Wohnung im Preise von 180—200 Mtl. Offerten unter **A Y** an die Exped. d. Bl.

Gesucht zum 1. Oktober eine Wohnung im Preise bis 160 Mtl. für einzelne Leute. Offerten unter **B J 10** an die Exped. d. Bl.

Zu kaufen gesucht ein Handkoffer Angebote unter **R 75** an die Exped. d. Bl.

Zu verkaufen schöne Zugänger Vorbeckstraße 24.

Zu verkaufen eine zweischläfliche und zwei einschläfliche Bettstellen mit Sprungfederbetten. Wilscherstraße 27.

Verloren am 23. ein Knabenhut. Abzugeben Mittelstraße 19.

flüssige Kohlensäure empfiehlt Lübeck. **Otto Schweichler.**

Technikum Eutin. Maschinen- und Bauschule mit Praktikum. Specialkurse zur Verkürzung der Schulzeit. Progr. kostenfrei durch Direktor Klücher.

Da es für Jedermann nothwendig ist, mit dem Inhalt der

Reichsgesetze

bekannt zu sein, empfehlen wir:
Verfassung d. Deutschen Reiches 0,30 Mtl.
Strafprozeßordnung nebst Gerichtsverfassungsgesetz . . . 1,60 „
Civilprozeßordnung mit Gerichtsverfassungsgesetz, Einführungsgesetzen, Nebengesetzen und Ergänzungen . . . 2,50 „
Gesetz betr. die Gewerbegerichte 0,50 „
Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich nebst d. gebräuchlichsten Reichs-Strafgesetzen . . . 1,- „
Unfallversicherungsgesetz . . . 2,- „
Krankenkassengesetz . . . 1,20 „
Gewerbeordnung . . . 2,00 „
Reichsgesetz betr. Abzahlungs-Geschäfte . . . 1,- „

Zu beziehen durch die Expedition des Lübecker Volksboten.

Garten-Wirthechaft „Zum Einsegel“.

Die bisher Herrn H. v. Hartz gehörige, im Schatten alter Bäume am Traben-ufer schön gelegene und bestens eingerichtete Wirthechaft habe ich mit dem heutigen Tage übernommen.

Durch aufmerksame Bedienung, sowie beste Speisen und Getränke werde mir die Gunst eines geehrten Publikums zu erwerben und zu erhalten suchen.

Lübeck, den 26. Juni 1897. Hochachtungsvoll **Chr. Koch.**

Die „Volks-Zeitung“ erscheint täglich zweimal, Morgens und Abends.

Gratis-Beigabe: Illustriertes Sonntagsblatt redigirt von Rudolf Gicho.

Abonnementspreis 4 Mark 50 Pfg. pro Quartal.

Volks-Zeitung. Organ für Jedermann aus dem Volke. Chefredakteur: Karl Volkroth. Probenummern unentgeltlich.

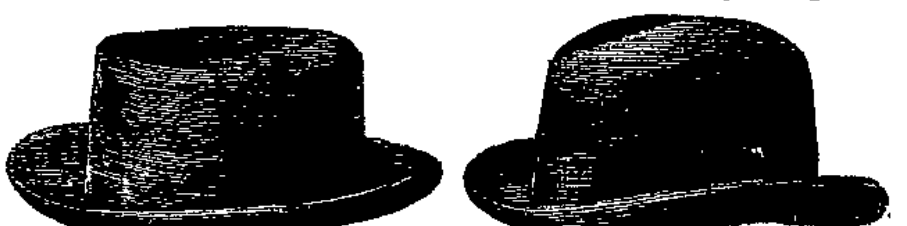
Reicher Inhalt und schnelle, zuverlässige Mittheilung aller politischen, kommunalen und lokalen Ereignisse. Scharfe und treffende Behandlung aller Tagesfragen. Ausführlicher Handelstheil, frei von jeder Beeinflussung. Theater, Musik, Kunst, Wissenschaft und Technik. Romane und Novellen aus der Feder der beliebtesten Autoren.

„Liebestwunder“ heißt ein neuer Roman des Pierre Salca, der in Frankreich Aufsehen erregte und mit dessen Abdruck die „Volks-Zeitung“ im nächsten Quartal beginnt. Die groß angelegte und spannend entwickelte Handlung bewegt sich in der Pariser Gesellschaft und berührt Fragen des öffentlichen Lebens, die von allgemeiner Interesse sind. Für das reich illustrierte Sonntagsblatt sind Novellen und Erzählungen von G. Lüpfel, Georg Hartwig, Ad. Mohr und anderen namhaften Autoren erworben worden.

Neu hinzutretenden Abonnenten liefern wir — gegen Einsendung der Abonnements-Quittung — die Zeitung bis Ende Juni schon von jetzt ab täglich unter Kreuzband unentgeltlich.

Expedition der „Volks-Zeitung“ Berlin W., Lühnowstraße Nr. 105 und Kronenstraße Nr. 46.

Filzhüte für Herren und Knaben zu Fabrikpreisen.



Meteor, hochfeiner Herrenhut in allen modernen Farben mit ff. breitem Rippsrand, prima 2.25, extra 2.50, extra prima 3 Mtl. per Stück.
Ideal, prima 2, extra 2.50, extra prima 3 Mtl.



Vodenhut Engadin in allen beliebigen Modefarben mit Federstutz 2 Mtl., extrafein 2.50 Mtl.,
Demokrat mit 10 Ctm. Rand 4 Mtl., mit 12 Ctm. 4.50 Mtl., mit 15 Ctm. 5 Mtl.

Steife Hüte in allen Farben 2.50, 3 bis 5.50 Mtl.

Bei Bestellung genügt Angabe der Kopfsweite in Centimetern. Preis: verstehen sich zuzüglich 50 Pfg. für Porto per Nachnahme. Verpackung frei. Bei Abnahme von 3 Stück 10 pCt. Ermäßigung. Engros-Preisliste nur für Wiederverkäufer fr. zu Diensten.

Aug. Heine, Hutfabrik, Halberstadt.

Ortskrankenkasse in Lübeck.

Laut Beschluß der Generalversammlung vom 25. April d. Js. sind die wöchentlichen Kassenbeiträge vom 5. Juli d. Js. ab für Mitglieder der ersten Klasse auf 75 Pfg.,
zweiten „ „ 60 „
dritten „ „ 51 „
vierten „ „ 39 „
fünften „ „ 27 „
sechsten „ „ 18 „

herabgesetzt worden. Mit dem gleichen Zeitpunkte treten weiter in Kraft die Beschlüsse der Generalversammlung hinsichtlich

- a. der Erweiterung der Kassenleistungen auf Zahlung eines Krankengeldes zum halben Betrage bei Erwerbsunfähigkeit über die 26. Woche hinaus vom Beginn der 27. Woche bis zum Ablauf der 52. Woche;
- b. Ausdehnung der Familienunterstützung auf Gewährung von Verbandstoffen.

Der Vorstand.

Musik! Harmonikas reparirt sauber und billig Musikhaus Jack.

Louis Kuhne

Internationales Etablissement für arzneilose und operationslose Heilkunst, Leipzig. Begründet am 10. October 1883, erweitert 1892.

Rath und Auskunft in allen Krankheitsfällen, auch brieflich, so gut es möglich ist.

Diagnose nach dem Gesichtsausdruck. Individuelle Behandlung nach langjährigen Erfahrungen.

Gute Heilerfolge.

Im Verlage von Louis Kuhne, Leipzig, Floßplatz 24, sind erschienen und direkt vom Verfasser gegen Betrages-Einsendung oder Nachnahme sowie durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Louis Kuhne, **Die neue Heilwissenschaft.** 29. deutsche Aufl. (54. Tausend) 486 Seiten 8°. 1897. Preis Mtl. 4,—, geb. Mtl. 5,—. Erschienen in 25 Sprachen.

Louis Kuhne, **Bin ich gesund oder krank?** 14. Aufl. Preis Mtl. —,50. Erschienen in 10 Sprachen.

Louis Kuhne, **Kindererziehung.** Ein Mahnruf an alle Eltern, Lehrer und Erzieher. Preis Mtl. —,50.

Louis Kuhne, **Cholera, Brechdurchfall** und deren Heilung. Preis Mtl. —,50.

Louis Kuhne, **Gesichtsausdrucks-kunde**, meine neue Untersuchungsmeth. Preis Mtl. 6,—, eleg. Mtl. 7,—.

Louis Kuhne, **Kurberichte aus der Praxis** nebst Prospekt. 25. Aufl. Unentgeltlich.

Holzarbeiter-Verband

Am Dienstag den 29. Juni Abends 8 Uhr

Mitglieder-Versammlung

im Vereinshaus, Johannisstraße 50.

Tages-Ordnung: 1. Streikbericht. 2. Fragekasten. 3. Bericht des

Tivoli-Theater.

Dienstag den 29. Juni, 7 1/2 Uhr: Extra-Vorstellung zu halben Preisen.

Die Hochzeit von Valeni

Parterre 30 Pfg.

Soziales und Partei-Leben.

Die Bergarbeiterbewegung im Reiz-Weissenfelder Revier nimmt immer größeren Umfang an. Seit Mittwoch früh streikt die erste Grube der Niebeck'schen Montanwerke, die Grube „Paul“ in Lufenuau. Die Nachtschicht fuhr Morgens ab und nahm gleich ihr ganzes Handwerkszeug mit aus der Grube. Die Tageschicht fuhr nicht an. Der Grund zur Arbeitsniederlegung in dieser Grube besteht darin, daß zuerst der einen Schicht vom Berginspektor Winter eine Erhöhung der Löhne zugesagt war, die auch theilweise eingehalten wurde. Die zweite Schicht aber, sowie die Belegschaften der übrigen Werke genannter Gesellschaft hatten von einer Lohnerhöhung nichts gehört. Daher war schon in der letzter Versammlung am Sonntag ein Mißverständnis entstanden, das zur Annahme der bekannten Resolution führte. Seit Montag gährte es nun unter den Arbeitern und am Mittwoch früh kam es zum Ausstand. Wie in einer Versammlung in Reiz am Mittwoch Abend verkündet wurde, ist bereits Grube 522 nachgefolgt. Zu Donnerstag erwartete man die Arbeitseinstellung in den übrigen Gruben der Niebeck'schen Werke. Auf Grube „Emma“ in Streckau wurde Mittwoch früh abermals die Arbeit eingestellt. In dieser Grube war schon am Montag gefeiert worden. Als der Belegschaft jedoch versichert wurde, die Verwaltung werde mit ihr verhandeln, wenn sie wieder anfangen würde, kamen die Arbeiter am Dienstag dem Verlangen nach. Am Dienstag Abend stellte sich aber heraus, daß von der Verwaltung gar nicht beabsichtigt wurde, mit den Arbeitern zu verhandeln, und so erfolgte die Arbeitseinstellung wiederum. — In den Verhandlungen der deutschen Berg- und Hüttenarbeiter stehen sich in den letzten Tagen 300 Arbeiter des Hohenmöllener Bezirks auf. Hieran zeigt sich deutlich, daß die Behauptung der Gegner, hinter dem Streik ständen und schürten die Sozialdemokraten, Schwindel ist, denn speziell in dem Bezirke Hohenmölsen wohnt weder ein namhafter Vertreter unserer Partei, noch ist in den letzten Tagen einer hingekommen. Die Bewegung entstand, wie man zu sagen pflegt, vollständig aus sich selbst heraus. Die Bergleute sind einfach nicht mehr gewillt, sich lediglich als Werkzeuge zur Gewinnung hoher Dividende für die Herren Kouponabschneider gebrauchen zu lassen. — Ein großes Aufgebot von Gensdarmen ist der Gegend von Streckau und Lufenuau bescheert worden, was bei der musterhaften Haltung der Streikenden vollständig überflüssig ist. Die Bergarbeiter sind genügend diszipliniert, um nicht selbst zu wissen, daß sie der Polizei keine Gelegenheit zum Einschreiten geben dürfen, wenn nicht das Interesse der Grubenbesitzer auf Kosten der Arbeiterinteressen gefördert werden soll. Am Mittwoch wurden zwei stark besuchte Versammlungen abgehalten, eine am Nachmittage in Lufenuau, eine Abends in Reiz. In beiden sprach Hirsch aus Weidau. Beschllossen wurde, jetzt die reduzierten Forderungen fallen zu lassen und an den zuerst aufgestellten festzuhalten. Dies ist veranlaßt durch das ablehnende Verhalten der Verwaltungen gegenüber den reduzierten Forderungen. Man glaubt allgemein, daß der Streik nicht lange dauern wird, da Vorräthe an

Kohlen nicht vorhanden sind. — Am Mittwoch Nachmittage hat in Leuchern eine Besprechung stattgefunden zwischen der Grünzeckerkommission und dem Generaldirektor der Sächsisch-Thüringischen Gesellschaft, Herrn Kuhlrow. Doch auch diese Verhandlung hat sich zerschlagen. An den Arbeitern liegt das aber nicht, denn sie haben es an Entgegenkommen nicht fehlen lassen. Die Schuld liegt an den Verwaltungen. — Aus dem Meuselwiger Revier kommt die Nachricht, daß es auch dort unter den Bergleuten gährte. In den nächsten Tagen sollen Versammlungen abgehalten werden. Durch den Beitritt der Gruben „Paul“ und „522“ ist die Zahl der Streikenden auf nahezu 2000 Mann gestiegen. Nach einer Herold-Depesche vom letzten Donnerstag beträgt die Zahl der Streikenden jetzt bereits 3000. Wie es heißt, soll in allen Gruben des ganzen Reviers am Montag der Betrieb eingestellt werden, wenn die Bergleute bis dahin die Arbeit nicht wieder aufgenommen haben.

Aus Nah und Fern.

Ueber die Spinne im Volksglauben sprach in der letzten Sitzung des Berliner Vereins für Volkskunde, Dr. Max Bartels. Aus einem Referat, das die „Vossische Zig.“ über den Vortrag brachte, setzen wir folgendes hierher: „Mutter beginne! Glück bringt die Spinne“, sagt ein alter Spruch, und ein anderer aus Norddeutschland lautet: „Spinne am Abend erquickend und labend; Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen.“ Die Spinne ist also für das deutsche Volk ein Drakelthier; aber die Begegnung mit ihr ist nicht immer von gleicher Bedeutung, und diese Doppelnatur des Thieres findet sich auch im Glauben anderer Völker wieder. In Deutschland wird die Spinne von einigen Stämmen bedingungslos für glückbringend gehalten, so in Tirol und in Mecklenburg, in letzterem Lande namentlich die junge und die kleine rothe Spinne. Auch die schwarze Spinne gilt als Glückverkleinerin, während die Kreuzspinne Unglück bringt. In Tirol betrachtet es der Hirte, der ein verirrtes Stück Vieh sucht, der Jäger, der zum Waidwerk auszieht, als ein gutes Zeichen, wenn er auf eine Spinne trifft, wohingegen die Begegnung mit einer Maus auf Erfolglosigkeit des Ausgangs deutet. Auch die Art, wie sich die Spinne an ihrem Faden verhält, hat ihren bestimmten Sinn. Bei den Zigeunern in Siebenbürgen und Ungarn bringt die absteigende Spinne Schaden, die aufstreichende glückliches Gesingen. Kriegt eine Spinne dem Zigeuner über die rechte Hand, so wird er Geld einnehmen, kriecht sie über die linke, so steht ihm eine unerwartete Ausgabe bevor. Um aber sicher zu wissen, was denn eigentlich das Kommen der Spinne bedeute, ruft ihr der vorsichtige Voigtländer zu: „Bringst Du Glück, bleib stehen! Bringst Du kein, lauf fort!“ Unterbricht sie dann ihre Wanderung, so ist das ein glückliches Zeichen. Was die Rolle des Spinnen-Drakels zu den verschiedenen Tageszeiten betrifft, so prophezeit es am Abend für den Voigtländer, den Mecklenburger, sowie für den rumänischen und serbischen Zigeuner Unglück, während der ungarische Zigeuner die zu Anfang bemerkte üble Vorbedeutung am Morgen festhält. In der Gegend von Zwickau meint man, die Kreuzspinne bringe in der

lebten Morgenstunde Glück, in der zehnten Unglück. Wer eine Spinne umbringt, zerstört sein Glück; aber der Voigtländer tödtet sie Nachmittags, weil sie dann ja Unglück bringt. So verbrennt sie der Italiener am Morgen und schon sie am Abend. Da sie aber ein „Muttergottesstierlein“ sei, so tödtet sie der Tiroler überhaupt nicht, und der rumänische oder serbische Zigeuner schützt ihr Leben, weil sie „der Erzeuger eines mutterlosen Kindes“ sei. Einige aufgefundenen, aus Muscheln geschnitzte Schmuckplatten der vorgeschichtlichen nordamerikanischen Indianer beweisen, daß schon damals die Spinne ein angesehenes Thier gewesen ist. Auf allen bildet sie das hauptsächlichste Ornament, dessen vortreffliche Ausführung bei der doch sicherlich nicht sehr hohen Kulturstufe der Verfertiger sehr bemerkenswerth erscheint. Wahrscheinlich war dort die Spinne ein Totemthier, das Wahrzeichen und Wappenthier bestimmter Stämme oder Geschlechter. Noch heute treten uns die rothe, die blaue, die schwarze und die weiße Spinne als den Medizinmann unterstützende Manitos in einer langen Beschwörungsformel der Dherokee-Indianer Carolina's entgegen. Vielfach dient die Spinne als Drolch für ganz bestimmte Zwecke und besondere Fälle. So sperrt der Tiroler eine Kreuzspinne ein und legt in ihren Käfig 90 Nummern. Diejenigen fünf Nummern, welche das Thier an dem Deckel des Käfigs festspinnet, werden in der Lotterie das nächste Mal unfehlbar gewinnen. Bei den Südslaven fängt das Mädchen eine Spinne, steckt sie in ein Rohr und verstopft dies an beiden Enden. Vor dem Schlafengehen gebet sie aller Heiligen, macht dreimal das Kreuzzeichen über ihr Kopfkissen und spricht: „O du Spinne, du kletterst in die Höhen und in die Tiefen; suche meinen mir vom Schicksal bestimmten Mann auf und führe ihn mir als Traumbild vor. Führst du ihn her, so lasse ich dich am Morgen wieder frei, daß du weiterhin durch die Welt ziehen kannst. Wenn du ihn mir nicht führst, so werde ich dich zerdrücken. Die Rolle der Spinne als Wetteranlagerin gehört nicht in den Volksaberglauben, sondern beruht auf richtiger Naturbeobachtung.

Verzweiflungsthat einer Mutter. Zu einer entsetzlichen That hat die Verzweiflung die Sattlersfrau Rosina Schaar in Berlin getrieben; die im Alter von 35 Jahren stehende Frau hat mit zwei ihrer Kinder den Tod im Wasser gesucht. Frau Schaar, geb. Schulze, stammt aus dem Kreise Rothenburg und war seit neun Jahren mit dem Sattler A. Schaar verheirathet. Die Ehe, aus der ein achtjähriger Sohn Robert und zwei Töchter, die sechsjährige Wanda und die erst acht Monate alte Elisabeth, hervorgingen, war unglücklich, weil der Mann in der Regel den Wochenverdienst zum größten Theil vertrank. Seit fünf Vierteljahren wohnte die Familie im Hause Dennewitzstraße 29. Wiederholt beklagte sich Frau Schaar anderen Frauen aus dem Hause gegenüber über ihren Mann. Sie mußte schwer arbeiten, um durch Waschen und Plätten auch nur das Nöthigste für ihre Kinder und sich selbst zu erwerben. Am Sonnabend gegen 7 Uhr sahen Hausbewohner, daß Schaar wieder betrunken nach Hause kam und hörten bald, wie er in seiner Wohnung laut schimpfte. Dieser Auftritt hat wohl der Frau den letzten Anstoß zu ihrer Verzweiflungsthat gegeben. Um 9 Uhr sah man sie mit ihren drei Kindern weinend die

Stefan vom Grillhof.

Roman von M. Kautsky.

(100. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Er zitterte vor Zorn, und mit dem Stock gegen die Aquarien weisend, schrie er: „Aha, da ist also die Brutstatt, da wird es gezogen und gezüchtet das grausliche, giftige Ungeziefer, mit dem Du die ganze Gegend uns überziehest, Du Unhold, Du! Und Du glaubst, daß ich meinen Sohn bei Dir in der verfluchten Hütte lass', daß d' mir ihn auch vergiften thät'st! Nichts da, heraus muß er mir, ich will ihn haben, ich fordere ihn, ich bin der Vater!“

„Dann schrei' nicht so! rief ihm die Mandl empört entgegen. „Dann zeig' doch etwas Gefühl, schon' den zum Tode Erkrankten, er ist drin und der Doktor hat Ruhe anbefohlen.“

„Das ist mir alles eins, ich will mein' Sohn!“

„Du willst ihn aus Eigensinn, aus Trost willst ihn, nicht aus Liebe, nicht aus Erbarmen, und es ist Dir alles eins, ob er darüber zugrund geht oder nicht, gelt?“

„Ich hab' Dir kein' Rechenschaft darüber z' geben, ich will ihn, punktum, und ich rath' Dir's, Dir'n', daß, wenn ich jetzt die Knecht' herüber schick', Du mir ihn nicht länger mehr verweigertst; Du wirst ihn forttragen lassen, sonst —“

„Nimm ihn, Grillhofer, reiß ihn aus dem Bett, laß ihn durch's Dorf schleppen durch Deine Knecht', den armen Verwundeten, der im Fieberwahnsinn um sich schlägt, wirf ihn dann in einen Winkel, ein Zimmer hast ja nicht für ihn, und laß ihn sterben.“

„Dho!“ machte Grillhofer, der vor ihren blühenden Augen und vor dem drohenden Ton unwillkürlich zurückwich. „Was plärst da? Ein Kind ist am besten im Vaterhaus aufgehoben' und was thäten die Leut' sagen,

wenn er wo anders sterben thät', als dort? No, wär' nüt' übel, — solltens dem Grillhofer vielleicht nachsagen, daß ihm fremde Leut' die Augen haben zudrücken g'mußt?“

Aus der Brust der Mandl kam ein krampfhaftes Lachen, das mehr einem Schluchzen glich. „Ja, ja, so seid Ihr! Beim Sterben da seid Ihr g'wissenshaft, und wenn einer schon fast hin ist und von Euch und von der Welt nichts mehr verlangt, dann findet Ihr Euch wieder bei ihm ein: ihn verfehen lassen, die Augen ihm zudrücken, und dann eine schöne Leich' ihm machen, das ist Euch Ehrensach' und darauf haltet Ihr, und das g'hört sich, meint Ihr, aber so lang so ein armer Teufel lebt, schämt Ihr Euch nicht, ihn zu quälen und ihm das Leben schwer zu machen, und wenn er zu Euch kommt und Hilfe sucht, so weist Ihr ihm roh die Thür.“

„Ich weiß alles, und ich weiß auch, daß Ihr ihn dadurch zum äußersten gebracht habt und daß Ihr die Schuld habt, wenn er heute Nacht in seiner Verzweiflung einen Selbstmord hat ausführen wollen.“

„Ein' Selbstmord!“ schrie der Alte entsetzt.

„Einen Selbstmord — ja!“ wiederholte Mandl.

„Stefan hat sich vom Burgfelsen herabgestürzt.“

„Dann ist er todt!“

„Nein, ein Baum hat seinen Sturz aufgehalten, in seinem Geäst verwickelt ist er über dem Abgrund hängen geblieben, dort hat ihn der Hax aufgestört, dort hab' ich ihn gefunden.“

„Du, und Du allein weißt davon? Dh, dann ist alles infam erlogen! Du hast das ausgefonnen, um mich in die Mäuler der Leute zu bringen, Du möcht'st ausprengen, daß meine Partherzigkeit den Steffel soweit 'bracht hat, Du giftige Kröte, Du! Aber untersteh' Dich nur, und wenn Du's hundertmal sagst, Niemand wird Dir glauben, — Gott sei Dank, Dich kennt man im Dorf, und ich will dafür sorgen, daß sie's erfahren, was für Bosheiten Du ausheckst.“

„Ich weiß, Grillhofer, daß D' mich noch ärger verleumden möcht'st, und weiß auch, daß mir Niemand glauben und daß ich Dir gegenüber den Kürzeren ziehen müßte, aber nicht ich allein weiß von dem Selbstmord, den der Stefan ausführen wollt', — ich hab' Zeugen dafür.“

Das Gesicht des Grillhofer wurde weiß, ein Schreck sprach sich darin aus.

„Wer — wen? Was für Zeugen kannst Du nur haben?“

„Glaubst, ich hätte den Steffel selber von da unten geholt, nachdem er vom Sturze das Bewußtsein verloren hat? Nein, Grillhofer, so stark war ich nicht, und wenn mir der Sepp und der Anton nicht zu Hilff' kommen wären, so wär's um Steffel g'schehen g'wesen, und Du hätt'st ihn Dir dann von unten holen können aus dem Waldgraben und — ich hätt' ihn Dir nimmer streitig g'macht.“ Ihre Stimme zitterte unter den anstürmenden Thränen.

Grillhofer fuhr sich mit der Hand über die feuchte Stirne.

„Und das ist wohl schon bekannt, Du hast das im Dorf schon ausposaunen lassen — nüt'?“ fragte er mit verzerrtem Antlitz.

Die Mandl sah ihn forschend an, sie hatte nach dieser wunden Stelle gezielt, jetzt wußte sie, daß sie sie richtig getroffen.

„Nein, Grillhofer,“ sagte sie, absichtlich jedes Wort betonend, „Niemand weiß noch was davon, denn ich habe dem Sepp und dem Anton Schweigen darüber anbefohlen.“

„Und werden sie auch weiterhin schweigen, und Du auch, Mandl?“

„Ja, wir schweigen, ich verspreche es Dir, — unter einer Bedingung.“

Der Grillhofer athmete auf.

Treppe hinuntergehen. Das kleinste Mädchen hatte sie in ein Tuch eingewickelt und mit einer Schürze bedeckt, das älteste und der Knabe gingen hinter der Mutter her. Sie schlug den Weg nach dem Landwehrkanal ein. Den Sohn schickte sie bald nach Hause zurück, er blieb nun beim Vater. Dieser wurde schließlich unruhig, als die Frau mit den beiden Kindern nicht wiederkam und suchte nun nach ihr. Die verzweifelte Frau war mit den beiden Töchtern wohl graden Weges in den Kanal gegangen und hat dort mit ihnen den gesuchten Tod gefunden. Unter den zahlreichen Leichen, die das Wasser in den letzten Tagen wiedergab, befanden sich auch die der drei Opfer dieser Familientragödie; man landete sie an der Mülkern- und Schönebergerbrücke und der Schleuse im Thiergarten. So fand jetzt das Verschwinden der Unglücklichen eine traurige Aufklärung.

Die große Kest und der kleine Mischl. In der dieswöchentlichen Nummer des „Simplicissimus“ lesen wir folgende hübsche Anekdote: „Mit die Pfaff'n meinst mit net geht. Da will i Dir was erzähl'n. Du kennst es ja, dds liabe Ding, die große, blonde Kest. Die hat ihran Mischl so gern, rein zum Fressen. Gar nia hat's Na sag'n konna, wenn er sie um was bitt' hat und a jeder Wunsch hat eahm in Erfüllung geh'n müss'n und da, moast, is 's halt a amal schlaf gange.“

Die arme Kest war ganz ausanander über ihra guats Herz und is voller Neuz zu die Dominikaner g'laufen in d' Kirch. Da is so a grantiger, losweiser Mensch im Beichtstuhl drin g'sess'n, der hat a Gesicht g'macht, wie a Feld voll Teufel, was eahm die unglückl Kest beicht hat, dds von ihra groß'n Liab zu ihran kloana Mischl.

„Du hast die schwarz' Tod'sünd' begangen“ fangt der an „dds is a Sünd, für die muast ewig brenna z'lass'n in der Höl! Höchstens, wennst Dei ganz Leb'n lang büß'n thuast und alle die sündhaften Begier'n und Laster abjagst, kann sein, daß unser Herrgott a Aug' zua-druck, und Dich nach a paar hundert Jahr'n Fegfeuer in die ewi Glückseligkeit eingeh'n laßt!“

Da ist die Kest ganz anders worden, kaum hat's g'wußt, was aus der Kirch nauskummt. Drauß'n hat's koon blau'n Himmel nimmer g'sehn und koane lustige Leut, und wenn 's wieder an ihran Mischl denkt hat und an ihra guats Herz, san ihr die hell'n Thräna runter g'runna. So hat sie sich halt durch d' Straß'n g'schleppt und hat net g'wußt wohin; auf amal is f' vor der Kapuzinerkirch g'stand'n, woast, wo die freundschaften Vater san. Sie ist also neiganga und da is scho so a kloana, foaster, lieber Herr im Beichtstuhl g'sess'n. Vor dem hat sie sich niederknieat und hat eahm ihra Herz ausg'schütt. Was endlich damit fertig war hat der Kapuziner bloß geschmunzelt und hat ang'fanga, mit ihr z'reb'n, woast wie mit an kloan Kind:

„No mei liabs Deandl,“ sagt er, „hast denn Dein Mischl gar so gern?“

Do schaut die Kest ganz verduht drein; „Freili hab' i 'n gern, von Herzen gern!“

„Und moast, daß er Di a heirath'n wird, Dei Mischl?“

„Freili heirath er mi, gern und voller Freud!“

„No,“ hat darauf der Kapuziner g'sagt, „nacha is die Sach net g'fäherl, dds verzeih Dir da liabe Gott scho!“

Sagt hat aber d' Kest ganz dumm dreing'schaut und bald hatt's laut nausg'lacht vor lauter Freud.

„Was hast denn iazt?“ fragt der freundliche Herr. Na hat sie's iahm halt erzählt, was der Dominikaner alles g'sagt hat, von der ewigen Höl'nstraf' und dem Fegfeuer. Da hat aber der Kapuziner laut g'lacht und recht liab aus seinem Beichtstuhl rausg'schaut und hat g'sagt:

„Ah, Du willst Geld dafür, — warum hast das nicht gleich g'sagt, narrisches Ding.“ Er griff in seinen Lederbeutel.

„Behalt' Dein Geld, Grillhofer, ich mag Dein Geld nicht; ich und die beiden Burschen werden schweigen, wenn Du den Steffel hier läßt, hier bei mir, bis er gesund ist.“

„Was willst denn aber mit ihm?“ rief der Bauer wieder in Zorn gerathend. „Was hast denn von ihm, wenn er krank ist?“

„Ich will ihn gesund machen; bei Euch drüben wird er's nimmer, Ihr habt harte Händ' und harte Herzen. Und jetzt weist mein' Entschluß, Bauer, und jetzt mach', was Du willst.“ Sie sprang gegen die Thür und riß sie auf. „Da, die Thür ist offen, nimm ihn Dir, aber morgen weiß es die ganze Gegend, daß sein eigener Vater und sein sauberer Herr Bruder, der Lorenz ihn zur Verzweiflung getrieben haben und zum Selbstmord.“

Grillhofer warf der Mandl einen tief erschrocken und zugleich ergrimmten Blick zu. Haß und Furcht stritten in ihm. Er, der reiche Mann, der angesehene Bauer, er sollte sich dieser frechen Betteldirne fügen? Aber hatte er denn eine andere Wahl? Sie würde ihre Drohung wahr machen, eben weil sie so frech ist, das mußte er, und wenn die Leute ihn würden anklagen, und wenn der Steffel stürbe, so würde man mit Fingern auf ihn zeigen. Er umfaßte mit zornigem Griff seinen Stock, als wolle er damit alles kurz und klein schlagen, aber die Angst vor der öffentlichen Meinung bezwang ihn doch.

„Ich muß den Steffel sehen,“ leuchte er, „ich muß mit meinen eigenen Augen mich überzeugt haben, wie's mit ihm steht.“ Er überschritt rasch die Schwelle, betrat das Krankenzimmer und schloß die Thür hinter sich zu.

„D mei Diabl, was verkeh'n denn die Dominikaner von der Liabl!“

Hengabel gegen Säbel. Bei Wels in Oberösterreich war ein Bauer beim Feu beschäftigt, als er zu seinem Schreden mitten durch sein Kornfeld eine Reiterpatrouille unter Führung eines Offiziers traben sah. Raum waren diese Reiter vorüber, kamen neue, es waren Ulanen, dahergeritten. Mit Schmerz mußte der Landmann es ansehen, wie das schöne Korn von den Füßen der Pferde zerstampft wurde, und er rannte, außer sich, die Hengabel in der Hand gegen die Reiter und rief ihnen zu, sie hätten nicht das Recht, über seinen Grund und Boden zu reiten. Der sogleich heransprengende Lieutenant soll sich eines Schimpfwortes bedient und dem Bauer bedeutet haben, daß der Staat Ersatz leisten werde. Der Bauer that nun in seiner Erbitterung eine den Staat verletzende Aeußerung, und der Offizier kommandierte: „Vorwärts, Säbel ergreifen!“ Der Bauer beugnete den Säbelhieb mit der Hengabel und verwundete zwei Pferde. Sich vertheidigend, floh er und erreichte seinen Obstgarten, wo er durch die Bäume geschützt war. Inzwischen war ein Nachbar zur Stelle gekommen, der mit einer Anzeige drohte, worauf dann die Reiter abzogen. Der Offizier erstattete Anzeige, und gegen den Bauer — sein Name ist Kerschberger — wurde die Anklage wegen Uebertretung gegen die körperliche Sicherheit und Beleidigung des Staates erhoben, worüber unlängst beim Bezirksgericht in Wels die Verhandlung stattfand. Kerschberger gab an, er sei der Geschädigte und Angegriffene, er sei auf seinem Grund und Boden beschimpft und wie ein Hund behandelt worden. Sein ganzes Leben bestche in harter Arbeit und nun hätte er ruhig zusehen sollen, wie die Früchte seiner Arbeit verwüftet würden? Er habe vor einer Uebermacht gestanden und habe sich nur vertheidigt. Sein Nachbar sagte als Zeuge aus, daß der Offizier dem Angeklagten das „Maul halten“ befohlen und ihn „Bauernluder“ genannt habe; dann habe er den Säbel gezogen und befohlen „Vorwärts, Säbel ergreifen!“ Zwei andere Zeugen sagten, der Angeklagte habe in größter Gefahr geschwebt und sich im Zustande äußerster Nothwehr befunden. Der als Zeuge vernommene Offizier erklärte, es habe sich um eine Felddienstübung des Landwehroffizierskursus gehandelt und das Betreten der Aecker des Angeklagten sei in Folge dessen unvermeidlich gewesen. Der thierärztliche Befund erklärte die Verletzung der Pferde als leichte. In der Anzeige des Offiziers kam folgende Stelle vor: „Der Angeklagte hat es nur den Bäumen im Garten zu verdanken, daß er nicht gleich auf dem Platze blieb.“ Ueber diesen Absatz vom Richter befragt, entgegnete der Offizier: „Wenn einmal der Mannschaft befohlen wird, von der Waffe Gebrauch zu machen, geht es nicht anders.“ Das Bezirksgericht fällte ein freisprechendes Urtheil, da die Beleidigung des Staates nicht erweisbar war, andererseits aber das Gericht die Ueberzeugung gewann, daß sich der Angeklagte im Zustande gerechter Nothwehr befand. Der Staatsanwalt meldete gegen den Freispruch Berufung ein.

Ein heftiger Rangstreit ist in Frankreich entbrannt zwischen Frau Carnot und Frau Felix Faure. Bei dem großen Empfangsabend in der Nuntiaturn kam Frau Carnot zuerst an, wohl weil sie an dem Grundsatze festhielt, daß Pünktlichkeit die Höflichkeit der Könige ist. Sie begab sich sofort nach dem Hauptsaal, wo der jetzige Hofmarschall (Chef du protocole) Crozier die amtlichen Persönlichkeiten zu empfangen und vorzustellen hatte. Er ließ Frau Carnot nicht eintreten, sondern bedeutete ihr sehr höflich, sie habe sich, als Privat-

person, dem Sekretär der Nuntiaturn vorzustellen, der das Weitere thun werde. Unterdessen trat Frau Faure ein, wurde vom Hofmarschall mit dem vorgeschriebenen Ceremoniell empfangen und an ihren Platz geleitet. Bei dem Gartenfeste der englischen Botschaft vorige Woche zur Feier der sechszigjährigen Regierung der Königin Viktoria kam Frau Carnot mit ihrem Sohn und nahm sofort einen Platz in der ersten Sesselreihe ein. Sie wurde jedoch sehr bald gebeten, ihren Sessel der nach ihr angekommenen Frau Felix Faure abzutreten. Die beiden Präsidentinnen maßen einander gegenseitig mit Blicken wie etwa Maria Stuart und Elisabeth sie wechseln mochten, grüßten mit eisiger Ruhe und — drehten einander den Rücken zu.

Geschichtliches über Hawaii. Ein kurzer Umriss der Geschichte Hawai's, welches jetzt bekanntlich den Vereinigten Staaten angehört, sei gegeben: Unter König Kamehameha I. waren die Hawai- oder Sandwichinseln zu einem einzigen Reiche vereinigt. Der zweite König dieses Namens und seine Gemahlin starben 1823 in England. Unter Kamehameha III. erkannten England, Frankreich und die Vereinigten Staaten, in der Folge andere Regierungen, die Unverletzlichkeit des hawaiischen Gebietes an. 1840 erließ dieser Monarch eine Verfassung, die 1852 durchgesehen und erweitert wurde, und nach seinem Tode im Jahre 1834 folgte ihm sein Neffe Kamehameha IV., der Gemahl der Königin Emma, der 1863 starb. Sein Bruder Kamehameha V. erbt den Thron und erließ am 20. August 1864 eine neue Verfassung; da er 1872 ohne Erben starb, ward Prinz Lunalino zum König erwählt. Nach seinem 1874 erfolgten Tode fiel eine abermalige Wahl auf Kalafau, dem nach seinem 1891 erfolgten Tode seine Schwester Liliuolani folgte. Als im Januar 1893 zwischen der Königin und ihrem Kabinett über den Erlaß einer neuen Verfassung Uneinigkeit entstanden war, ward ein „Ausschuß für öffentliche Sicherheit“ gebildet, der am 17. einen Aufruf erließ, wodurch die Monarchie auf den Inseln für abgeschafft erklärt und die Einsetzung einer vorläufigen Regierung verkündigt wurde. Am 4. Juli 1894 wurde die Republik verkündet. Die Königin, die gefangen gehalten worden war, wurde erst später entlassen, mußte sich aber nach dem Auslande begeben.

Nach der gegenwärtigen Verfassung besteht das Parlament aus einem Senat mit 15 durch mittelbare Wahl auf sechs Jahre ernannten Mitgliedern; Neuwahlen für ein Drittel des Senats finden alle zwei Jahre statt; sodann aus einem Abgeordnetenhaus von ebenfalls 15 Mitgliedern, die ebenfalls durch Stufenwahl, aber nur auf zwei Jahre, ernannt werden. Die Senatoren müssen 30 Jahre alt sein und Güter im Werthe von 3000 oder ein Jahreseinkommen von 1200 Dollar haben. Die Abgeordneten müssen 25 Jahre und Güter im Werthe von 1000 oder ein Einkommen von 600 Dollar haben. Jeder großjährige Hawaier, der englisch sprechen, lesen und schreiben kann oder entweder hawaiisch oder englisch schreiben kann, hat das Wahlrecht. Der Präsident muß Hawaier von Geburt sein oder wenigstens 15 Jahre auf den Inseln gewohnt haben. Er wird von den vereinigten Kammern auf sechs Jahre gewählt und ist für den nächstfolgenden Amtstermin nicht wieder wählbar. Es giebt noch einen Staatsrath von 15 Mitgliedern, die zu je einem Drittel vom Präsidenten, vom Senat und vom Abgeordnetenhaus ernannt werden. Präsident ist bis 1900 der Amerikaner Standford B. Dole.

(Fortsetzung folgt.)

Der Vater war mit seinem Sohn allein. Minuten vergingen. Mandl stand vor der Thür, athemlos, in gespannter Erwartung. Was wird er thun? Hätte sie sich verrechnet, nimmt er ihn doch mit sich fort?

Endlich ging die Thür wieder auf, der alte Grillhofer trat heraus. Sein Kopf war gesenkt, die Unterlippe war gramvoll herabgezogen, die derbe Hand, die noch immer den Stock hielt, zitterte ein wenig. „Geh' zu ihm,“ sagte er verstört, „der kennt Niemand mehr, der weiß von nichts, giebt auf nichts Antwort, aber er ruft nach Dir, — den muß ich wohl da lassen, der ist zu miserabel.“

„Grillhofer!“ rief Mandl, und sie ergriff in einem Gefühl unendlicher Dankbarkeit des Alten Hand. „Du läßt mich ihn? Von der Stund' hab' ich kein' Groll mehr gegen Dich, so dank' ich's Dir, und glaub' mir's, ich werd' ihn treulich pflegen, und es soll Dich nicht gereuen, daß Du heute so gut und nachgiebig gegen mich gewesen bist.“

Der Alte wehrte sie rauh ab. Es hatte ihn wohl erschüttert, es war ihm wohl an's Herz gegangen, als er ihn wieder gesehen, seinen Steffel, bewußtlos, entstellt, in den Zuckungen des Fiebers, aber er war aus viel zu sprödem Stoff gemacht, um diesem Gefühl nachzugeben. Na, aufbringen wirst ihn doch schwerlich mehr, was nutzt's.“ Er wandte sich kopfschüttelnd der Thüre zu. „Ich hab' mir's denkt, wie ich ihn gestern Nachmittag g'sehen hab', der machts's nimmer lang, hab' ich mir denkt, der hat sein Theil.“ Ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust. „'s is schab' um ihn, schab', schab', 's war so ein schöner Bua! Er hätt' so gut haben können, hätt' er mir nur g'folgt, ja, hätt' er mir g'folgt.“ Er ging, ohne sich weiter um die Mandl zu bekümmern, aus dem Zimmer und aus dem Hause. Er ging gebückter als gewöhnlich durch's Dorf, und seine

Lippen murmelten: „Ich hab' nüt die Schuld, weiß Gott, ich nüt, warum nehmen's uns auch unsere Kinder und schiefen's zu Krüppeln, so daß's zu keiner Arbeit mehr taugen, und warum laßt unser Herrgott das g'scheh'n?“ Aber, als ob er über diese Auflehnung gegen Gott und die Obrigkeit selbst erschrocken wäre, fügte er, gleichsam entschuldigend und sich tröstend hinzu: „Na, unser Kaiser und unser Herrgott sein g'scheiterte Leut' als wir sein, sie werden schon wissen, zu was es gut ist.“ Und mit diesem beruhigenden Gedanken war es auch wieder der alten Indolenz und der stumpfen Gleichgültigkeit anheimgefallen.

Als Hans nach Hause gekommen war, fand er an seinem Zimmer ein Briefchen vor, es war von Valerie. Sie beschwor ihn in den exaltirtesten Ausdrücken, sogleich zu ihr zu kommen, um ihr Nachricht über Stefans Befinden zu bringen; sie habe erfahren, daß Hans zeitig morgens nach Lindau gegangen sei, in Begleitung des Arztes. Gerüchte, die auch ihr zu Ohren gekommen, erzählten, der Sohn des Grillhofer sei schwer erkrankt, Burschen hätten ihn des Nachts ohnmächtig im Walde aufgefunden. Sie wisse nicht, was sie davon denken solle, aber sie sei außer sich; Hans müsse Erbarmen mit ihr fühlen und schnellstens kommen, sie zu beruhigen, sie aufzuklären, jetzt vergehe sie schier vor Angst und Sorge.

Hans schien von dieser, in zierlichen Buchstaben gefaßten Verzweiflung jedoch nicht sehr gerührt zu sein, er legte den Brief zu einem Fildibus zusammen und zündete sich damit eine Cigare an, er war auch so unbarmherzig, noch vorher seine Mahlzeit einzunehmen und nach derselben sich noch ein Verdauungstründchen zu gönnen, ehe er der dringenden Aufforderung nachkam und sich zu Valerie begab.